

Klaus Einspieler

aufgeschrieben, damit ihr glaubt

Auslegung des Evangeliums nach Johannes



Vorwort

Das vorliegende Skript ist als begleitende Lesehilfe zum Johannesevangelium gedacht. Es folgt Abschnitt für Abschnitt der Erzählfolge des Evangeliums. Man kann es daher auch für einzelne Texte heranziehen. Naturgemäß können auf so kurzem Raum nicht alle Gesichtspunkte berücksichtigt werden – die großen Kommentare umfassen weit mehr als tausend Seiten! So wurden geschichtliche Fragen größtenteils ausgeblendet. Das gilt auch für die Frage, aus welchen Quellen oder Bearbeitungsschichten die einzelnen Abschnitte stammen. Die Annahme einer längeren und sehr komplexen Entstehungsgeschichte wird jedoch vorausgesetzt, auch wenn manche Frage wegen der großen zeitlichen Distanz wohl nicht geklärt werden kann.

Die Auslegungen in diesem Skript folgen zwei großen Werken. Der erste Teil (Joh 1-12) ist auf der Grundlage des umfassenden Kommentars von Michael Theobald in der Reihe *Regensburger Neues Testament* entstanden. Eine Fortsetzung ist (leider) noch nicht erschienen. So wurde für Joh 13-21 ein etwas älteres Werk, nämlich der Kommentar von Rudolf Schnackenburg aus dem Jahr 1975 in der Reihe *Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament*, herangezogen. Wer sich weiter in das vierte Evangelium vertiefen möchte, findet hier alles, was er braucht. Im Wissen darum konzentriert sich das Skript darauf, den Text so auszulegen, dass das Evangelium aus sich heraus verständlich wird. Daher wird immer wieder auf ähnliche Texte im Evangelium selbst verwiesen, während andere biblische Bücher nur am Rande erwähnt werden. Diese Methode legt sich gerade im Blick auf Johannes nahe, um so allmählich mit seinem Denken und seiner Art, zu formulieren, vertraut zu werden.

Das Skript wurde für einen sechsteiligen Bibelkurs konzipiert, der ab 2018 in den Pfarren und Dekanaten Kärntens angeboten wird. Es ist jedoch nicht gemäß den Einheiten dieses Kurses gegliedert, weil es sich allein dem Text des Evangeliums verpflichtet fühlt und als ergänzende Lektüre dazu verstanden werden soll. Somit kann es auch von Interessierten verwendet werden, die mit Hilfe des vierten Evangeliums ihren Glauben vertiefen wollen.

Klagenfurt,
am Fest des Apostels und Evangelisten Johannes 2017

Grundlegendes zum Evangelium

Als sich in der frühen Kirche der Kanon der neutestamentlichen Schriften herausbildete, geschah etwas Bemerkenswertes. Auf Lukas geht nicht nur ein Evangelium, sondern auch die Apostelgeschichte zurück. Beide sind inhaltlich eng verwoben, sodass man vom *lukanischen Doppelwerk* spricht. Dennoch entschied man sich, dieses Doppelwerk zu trennen, um dem Evangelium nach Lukas das Johannesevangelium folgen zu lassen. Dies entsprach offensichtlich dem Zugang, den der Leser zu Jesus bekommen sollte. Die ersten drei Evangelisten, auch Synoptiker genannt, schaffen zunächst die Basis. Zwar betonen auch sie die Hoheit Jesu, dennoch spielt bei ihnen die menschliche Komponente eine große Rolle. Dann kommt Johannes. Er nimmt uns gleich von Anfang an mit zu einem Höhenflug des Geistes. Dieser Zugang, hinter der geschichtlichen Wirklichkeit auch eine Dimension zu sehen, die sich nur im Geist Gottes erschließt, ist für das vierte Evangelium bezeichnend. Man beachte jedoch den Weg – ohne zuvor bei Matthäus, Markus und Lukas Jesus kennengelernt zu haben, gibt es keinen Zugang zur geistlichen Schau des Johannes. Sie setzt voraus, dass die Leser dem Neuen Testament folgen und so für die Deutung des Johannes rüsten.

Das Johannesevangelium ist eine Art dramatische Erzählung. Johannes überliefert eine ganze Reihe mehr an Gesprächen und Monologen Jesu als die Synoptiker. Auch erzählende Texte werden mit Dialogen angereichert. Dennoch ist das Evangelium nicht einfach ein Drama. Die Perspektive des Erzählers bleibt bis zum Schluss bedeutend.

Die ersten drei Evangelien beginnen mit dem öffentlichen Wirken Jesu in Galiläa (dem Matthäus und Lukas noch eine Erzählung von der Kindheit Jesu vorangestellt haben). Dann schildern sie in unterschiedlichem Umfang den Weg Jesu nach Jerusalem. Dort ereignet sich schließlich das Entscheidende – der Tod und die Auferstehung. Der Leser gewinnt den Eindruck, Jesus wäre in der Zeit seines öffentlichen Wirkens nur einmal, zum Paschafest, in Jerusalem gewesen. Johannes hat dieses Schema aufgebrochen. Jesus tritt schon vor seiner Passion drei Mal in Jerusalem auf. Gleich zu Beginn des Evangeliums vertreibt er die Händler aus dem Tempel (Joh 2,13-22). Von dieser Begebenheit erzählen die Synoptiker erst nach dem Einzug Jesu in Jerusalem. Damit wird deutlich: Der Tempel in Jerusalem ist die Bühne Jesu. Er vollzieht darin jedoch keine liturgischen Handlungen und nimmt auch an den Opfern nicht teil. Das Heiligtum wird gezielt seiner Heiligkeit entkleidet. Es ist nur der Ort der Lehre Jesu. Der Grund liegt darin, dass sich Jesus selbst als den Tempel, den Ort der Gegenwart Gottes, betrachtet (Joh 1,14 knüpft zum Beispiel an die Herrlichkeit Gottes an, die am Sinai im Zeltheiligtum Wohnung genommen hat; dies wird nun auf die Person Jesu bezogen).

Auf der zeitlichen Ebene folgt das Evangelium dem Ablauf der jüdischen Feste: Joh 2,13: Pascha, Joh 5,1: ein Fest, vermutlich das Wochenfest, Joh 7,2: das Laubhüttenfest, Joh 10,22: das Tempelweihfest und schließlich in Joh 11,55 noch einmal das Paschafest, an dem Jesus gekreuzigt wird. Damit werden die wesentlichen Inhalte dieser Feste auf Jesus übertragen. So ist zum Beispiel der am Kreuz erhöhte Jesus das wahre Paschalamm. Wie der Tempel werden also auch die Feste ihrer Bedeutung entleert. Dies betrifft auch die Rede von *der Stunde*. Es ist der Tag der Begegnung des Auferstandenen und Erhöhten mit den Seinen. Bei Johannes ist dies der erste Tag der Woche, der den Sabbat als Tag der Versammlung ablöst.

Bemerkenswert sind auch die Dialoge, die Jesus führt. Sie sind geprägt vom Missverständnis. Es rührt daher, dass zwei Welten aufeinander stoßen, die irdische und die himmlische. Was Jesus meint, ist nur durch den Geist zu verstehen. Die Worte der Gesprächspartner Jesu hingegen beinhalten, was dieser nicht meint.

Das Evangelium ist in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil offenbart sich Jesus der Welt (Joh 2-12), im zweiten den Seinen (Joh 13-17). Im Zentrum des Evangeliums steht nicht, wie vielfach verbreitet, die Menschwerdung. Der Gedanke: „Das Wort ist Fleisch geworden“ aus dem Prolog (Joh 1,14) wird nämlich im Evangelium selbst nicht mehr aufgegriffen. Umso deutlicher tritt jedoch das Motiv der Erhöhung Jesu hervor. Das erste Wort Johannes des Täufers weist auf Jesus, das Lamm Gottes hin (Joh 1,29). Später, bei seiner Kreuzigung wird festgehalten, dass man an ihm, wie an den Paschalämmern beim Auszug aus Ägypten, kein Gebein zerbrochen hat (Joh 19,36; Ex 12,46). Das erste Wort Jesu bei der Hochzeit zu Kana lautet: „Meine Stunde ist noch nicht gekommen“ (Joh 2,4). Auch dies verweist auf die Stunde Jesu, seine Erhöhung. Damit wird deutlich, worauf es der Evangelist abgesehen hat.

Über die Entstehung des Evangeliums herrscht in der Forschung keine Einigkeit. Kurz gefasst liegt dieser Zusammenschau folgende Annahme zugrunde: Der Evangelist verfügte über unterschiedliche Überlieferungen und Quellen, derer er sich bediente. In seinen Gemeinden wurde die Schrift dann noch einmal überarbeitet. Dass der Verfasser eines der Evangelien gekannt hat, lässt sich nicht nachweisen, obwohl manche Autoren davon ausgehen, dass Johannes das Markusevangelium zur Verfügung gestanden wäre. Folgende Quellen liegen seiner Schrift zugrunde:

- Zu den Vorlagen gehörte eine große Zahl von Worten Jesu, die mündlich überliefert wurden. Vermutlich hat der Evangelist aus diesem reichen Schatz gezielt ausgewählt. Dabei werden die Herrenworte wie Zitate aus dem Alten Testament behandelt (Joh 13,18: „damit die Schrift erfüllt würde“ und im Blick auf Jesus: „damit das Wort erfüllt würde, das er gesprochen hat“ in Joh 18,9).
- Aus der sogenannten *Zeichenquelle* schöpfte der Evangelist sieben (!) Zeichen, die er planvoll über den ersten Teil seiner Schrift verteilte. So bringt das erste Wunder bei der Hochzeit zu Kana die göttliche Herrlichkeit des Wundertäters

zum Ausdruck. Am Ende steht dann das Aufsehen erregendste Wunder – die Auferweckung des Lazarus. Dazwischen wird von der Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten, der Heilung eines Gelähmten am Teich Betesda, der wunderbaren Speisung, dem Gang Jesu auf dem Wasser und der Heilung eines Blindgeborenen erzählt.

- Zudem lag dem Evangelisten auch eine Passions- und Ostererzählung in schriftlicher Form vor.

Der Grundtext wurde in den folgenden Jahren noch deutlich bearbeitet. Zum einen durch Nachträge und Einschübe (zB Joh 21: Die Erscheinung des Auferstandenen am See von Tiberias mit dem Wort an Petrus). Zum anderen gibt es gute Gründe anzunehmen, dass manche Texte durch Umstellungen in einen neuen Zusammenhang gebettet worden sind: Joh 5-7 dürfte zunächst wohl folgenden Aufbau gehabt haben: Joh 6 – 5 – 7,15-24 – 7,1-14.25ff. Auch die Texte, die vom Lieblingsjünger sprechen, sind einer späteren Bearbeitung des Evangeliums zuzuschreiben.

Zum Konzept des Evangeliums

Während Lukas sein Werk chronologisch aufbaut (von Jesus zur Kirche), verschmilzt bei Johannes die Zeit Jesu mit jener des Erzählers. In der Zeit Jesu ist somit schon alles grundgelegt. Der Begriff des *Reiches Gottes*, bei den Synoptikern noch im Zentrum, wird durch die Rede vom *ewigen Leben* ersetzt. Das Heil ist an Christus gebunden. An ihn zu glauben heißt, in seinem Namen das Leben zu haben (Joh 20,31).

Die Grundfrage des Johannes lautet, wie jemand, der *Fleisch*, also *vergängliche Existenz* ist, *ewiges Leben* erlangt. Das macht auch ein Blick auf die Häufigkeit dieses Begriffs deutlich. Er kommt bei Johannes mehr als doppelt so häufig vor wie in den ersten drei Evangelien zusammen. Daher ist die Auferweckung des Lazarus das letzte und größte Zeichen.

Das Evangelium ist zwar keine Apokalypse, bedient sich aber der apokalyptischen Sprache. Die Motive des Menschensohns und des Gerichts stammen aus dieser Tradition. Was die Apokalyptik jedoch für das Ende der Welt erwartet, vollzieht sich für Johannes bereits in Jesus. Das Gericht ist kein Tribunal am Ende der Zeiten, es geschieht in der Begegnung mit Christus. So sieht Joh 11,21-27 die Auferweckung als Erweckung des Menschen zum Glauben an Jesus Christus. Daher spricht Johannes nicht von der Auferstehung Jesu, sondern von seiner Erhöhung. Auch das Motiv des dritten Tages sucht man bei ihm vergeblich. Im Tod ereignet sich die Rückkehr Jesu zum Vater (Joh 3,13). Der Glaube an die Erhöhung ist der Angelpunkt des Evangeliums. Erst daraus ergibt sich der Gedanke der Präexistenz (dass Jesus als der Logos immer schon gewesen ist).

Das österliche Geschehen, nicht die Menschwerdung, ist der Ausgangspunkt im Denken des Johannes. „Das Heil des Menschen wird nicht schon dadurch begründet, dass der Logos Fleisch geworden ist, wie später viele Kirchenväter vor allem des

Ostens dachten: *Gott (!) ist Mensch geworden, damit der Mensch vergöttlicht werde.* Erst dass der Sohn im Tod zum Vater zurückkehrt, eröffnet den Weg zum Himmel. Diese Bewegung von „unten“ – aus dem „Totenhaus“ dieser Welt – nach „oben“, ins „ewige Leben“, macht die innere Dynamik der johanneischen Christologie aus. Dass Jesus vom Himmel stammt, ist die Voraussetzung für diese Bewegung nach „oben“, wie auch die Taufe der Christen als Geburt „von oben“ die Voraussetzung für „ihren Eingang in das Reich Gottes“ ist“ (Theobald, S. 63).

Bei der Frage, welche äußeren Einflüsse im Johannesevangelium erkennbar sind, muss an erster Stelle die hellenistische Eschatologie (die griechisch geprägte Lehre von den letzten Dingen) genannt werden. Darin stehen der eigene Tod und der Blick nach oben, wo das Heil zeitlos bereit liegt, im Mittelpunkt. Spuren davon finden sich auch im deuteropaulinischen Schrifttum (Eph 4,9f; Kol 3,1-4). Manche Ausleger orten auch einen Einfluss der Gnosis, einer geistigen Strömung, die davon ausgeht, dass man durch Erkenntnis aus der Entfremdung in dieser Welt erlöst wird. Auferstehung würde demnach mitten im Leben geschehen, im Tod würde die Seele dann endgültig aufsteigen. Das Irdische und damit Geschöpfliche wird also negativ bewertet. Dem gegenüber betont Johannes schon zu Beginn, dass alles durch den Logos (das Wort) geworden ist (Joh 1,3). Erkenntnis ist für ihn zudem eine Folge des Glaubens. Dieser steht an erster Stelle: „Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6,69). Ein direkter Einfluss der Gnosis ist also nicht gegeben.

Wie aber sieht Johannes Christus? Welche Bedeutung kommt ihm zu? Der Eckpfeiler des johanneischen Denkens ist, dass Christus von oben gekommen und dorthin zurückgekehrt ist. Er ist also der Gesandte Gottes schlechthin. Der Ausgangspunkt ist der Vater. Er hat ihn gesandt. Dieses Gefälle zwischen Vater und Sohn ist unumkehrbar: „Amen, amen, ich sage euch: Der Sohn kann nichts von sich aus tun, sondern nur, wenn er den Vater etwas tun sieht. Was nämlich der Vater tut, das tut in gleicher Weise der Sohn“ (Joh 5,19). Der Unglaube der Gegner Jesu sieht nur das Irdische, während jene, die glauben, auch das Himmlische erkennen.

Während der Evangelist Lukas versucht, die Kontinuität zwischen der Geschichte Israels und der Geschichte der Kirche darzustellen, betont Johannes den Bruch. Das Gesetz und die Schriften des Alten Testaments versteht er ausschließlich als Hinweise auf Christus. Einen eigenen Stellenwert misst er ihnen nicht bei. Die Abrahamskindschaft ist für ihn unbedeutend. Ein „judenchristlich“ geprägter Glaube ist für ihn unvollständig.

Welche Verbindungen gibt es zu anderen Teilen des Neuen Testaments?

Johannes und Paulus:

Es gibt keine Indizien, dass Johannes die Paulusbriefe verwendet hätte. Ähnlichkeiten lassen sich am besten so erklären, dass beide Traditionen im Umfeld Antiochiens geprägt worden sind. So ergeben sich zwangsläufig auch Berührungspunkte.

Johannes und die Synoptiker:

Zu den Synoptikern gibt es zahlreiche Bezüge, nicht jedoch dergestalt, dass sie durchgehend in der gesamten Schrift nachzuweisen wären. Daher ist wohl anzunehmen, dass es keine direkten Verbindungen gibt, sondern gemeinsame Traditionen, auf die sowohl Johannes als auch Matthäus, Markus und Lukas zurückgreifen. Dies betrifft vor allem die Texte über Johannes den Täufer oder die Passion. Die Reden Jesu weisen andererseits so gut wie keine Bezüge zu den ersten drei Evangelien auf. An manchen Stellen unterscheidet sich Johannes sogar ausdrücklich von ihnen (so ist Johannes der Täufer gemäß Joh 1,21 nicht Elija, nach Mt 11,14 jedoch schon). Johannes dürfte also keines der drei anderen Evangelien benutzt haben (und naturgemäß auch keines der apokryphen).

Zum Autor

Laut Joh 21,24 wurde das Evangelium vom Lieblingsjünger verfasst. Er wird jedoch im Evangelium nirgends beim Namen genannt. Im 2. Jahrhundert lässt sich bei den Schriften und auch bei Gemeinden in bedeutenden Städten die Tendenz erkennen, diese auf einen Apostel zurückzuführen. So bezeugt Irenäus von Lyon um 180, die Kirche in Ephesus ließe sich von Johannes ableiten. Er ist für ihn auch der Verfasser des vierten Evangeliums und der Apokalypse. Ab dem Ende des 2. Jahrhunderts gibt es erste Handschriften des Evangeliums mit dem Vermerk *nach Johannes*. Vielleicht ist es zu dieser Zuschreibung aufgrund der Apostelgeschichte gekommen. Für Lukas ist Johannes nämlich neben Petrus die zentrale Persönlichkeit in der Urkirche in Jerusalem.

Freilich erscheint diese Zuordnung durch andere neutestamentliche Zeugnisse fragwürdig. Gemäß Apg 4,13 war Johannes „ungelehrt und einfach“. Gemäß Mk 10,38f dürfte er das Martyrium erlitten haben, und zwar schon vor der Zeit, die für die Entstehung des Evangeliums relevant ist. Zudem spielen die Söhne des Zebedäus (Johannes und Jakobus) im vierten Evangelium keine Rolle, was angesichts ihrer hervorgehobenen Stellung in anderen Evangelien bemerkenswert ist.

Es ist also anzunehmen, dass der Lieblingsjünger ein idealisierter Jünger ist und daher im Evangelium bewusst namenlos bleibt. So fällt auf, dass die Bezeichnung „der Jünger, den Jesus liebte“ der Aussage „der Vater liebt den Sohn“ (Joh 3,35) entspricht. Gemäß Joh 13,23 liegt er beim Abschiedsmahl an der Brust Jesu, der seinerseits an der Brust des Vaters ruht (Joh 1,18).

Zur Datierung

Weil der Verfasser die Synoptiker nicht kennt, dürfte er sein Werk nicht zu lange nach ihnen verfasst haben. Da er sich andererseits nur auf das pharisäische Judentum bezieht, muss er dennoch deutlich nach dem Jahre 70 geschrieben haben. Auch der Umstand, dass Christen aus der Synagoge ausgeschlossen werden, spricht dafür, das Werk um 90 zu datieren, also in die Zeit des Mt und Lk.

Zum Entstehungsort

Wenn man davon ausgeht, dass die Johannestradition nachträglich eingetragen worden ist, findet man für das traditionell genannte Ephesus keine zwingenden Gründe mehr. Auch Judäa scheidet aus, da der Verfasser davon ausgeht, dass seine Leser kein Aramäisch verstehen. Einige Indizien weisen jedoch auf den syrischen Raum hin: die verdeckten Hinweise auf Wandermissionare, die hohe Wertschätzung für den Apostel Petrus (siehe das Matthäusevangelium, das auch im syrischen Raum angesiedelt wird). Auch die Thomasüberlieferungen weisen auf dieses Gebiet hin.

Die Textzeugen

Das Johannesevangelium ist durch antike Papyri bestens bezeugt. Das älteste Fragment eines neutestamentlichen Textes ist der Papyrus 52 mit einigen Versen aus Joh 18. Er wurde etwa 130 geschrieben. Aus der Zeit um 200 ist dann schon ein Kodex (Papyrus 66 – Bodmer) erhalten, der große Teile des Evangeliums enthält. Die Perikope von der Ehebrecherin (Joh 7,53-8,11) fehlt jedoch. Der Kodex besteht aus 156 Seiten (Blattgröße: ca. 14 x 16 cm, 15-25 Zeilen). Am Text haben drei Personen gearbeitet: der Schreiber, ein gründlicher Korrektor und ein weiterer Korrektor. Wie der p⁵² stammt er aus Ägypten und gehört dem alexandrinischen Texttyp an. Hinzu kommt der Papyrus 75 aus dem frühen 3. Jahrhundert mit großen Teilen von Joh 1-15. Aus der Mitte des 4. Jh. gibt es schließlich zwei große Pergamentkodizes, die den Text lückenlos bezeugen und für die Textkritik von höchster Bedeutung sind – den Codex Vaticanus und den Codex Sinaiticus.

Die Eröffnung des Buches

Die Bucheröffnung umfasst das gesamte erste Kapitel. Neben dem Prolog ist darin auch von Johannes dem Täufer und der Berufung der ersten Jünger die Rede. So wird die Zusammenschau von Zeit und Ewigkeit ermöglicht. Bevor Jesus seine Herrlichkeit zeigt, von der schon im Prolog die Rede ist, wird der Kreis jener begründet, die sie schauen sollen. Ab dem 2. Kapitel, beginnend mit der Hochzeit zu Kana, wird sie dann der Welt offenbart.

Der Prolog (Joh 1,1-18)

Der Prolog besteht aus drei Teilen. Seine Grundlage ist ein Hymnus, der später (zB durch die Texte über den Täufer) erweitert worden ist. Die Verse 1-5 sind als Prolog im Prolog gedacht. Daran knüpft der dritte Teil an, wenn er mit der Fleischwerdung des Logos ansetzt. Mit dem *Wir* betritt nun der Chor der Glaubenden die Bühne. Dazwischen ist vom Wirken Johannes, des Zeugen, die Rede. Damit ist ein dreifacher Anfang gegeben: in der Ewigkeit, in der Zeit und im Bekenntnis der Glaubenden.

Rahmen und Säule 1	1, 1 a	<i>Im Anfang war das Wort (der LOGOS),</i>
<i>Gemeindelied, 1. Strophe:</i>	b	<i>und das Wort war bei (dem) Gott,</i>
<i>Uranfang bei Gott</i>	c	<i>und das Wort war Gott.</i>
	2 a	<i>Dieses war im Anfang bei Gott.</i>
<i>Gemeindelied, 2. Strophe:</i>	3 a	<i>Alles ist durch das Wort geworden</i>
<i>Schöpfung und Bewahrung</i>	b	<i>und ohne es wurde nichts, was geworden ist.</i>
	4 a	<i>In ihm war Leben</i>
	b	<i>und das Leben war das Licht der Menschen.</i>
	5 a	<i>Und das Licht leuchtet in der Finsternis</i>
EWIGKEIT	b	<i>und die Finsternis hat es nicht erfasst.</i>
	6 ab	<i>Ein Mensch trat auf von Gott gesandt; (es ward ein M.)</i>
	c	<i>sein Name war Johannes.</i>
	7 a	<i>Er kam als Zeuge,</i>
	b	<i>um Zeugnis abzulegen für das Licht,</i>
	c	<i>damit alle durch ihn zum Glauben kommen.</i>
	8 a	<i>Er war nicht selbst das Licht,</i>
	b	<i>er sollte nur Zeugnis ablegen für das Licht.</i>
	9 ab	<i>Das wahre Licht, das jeden Menschen erleuchtet,</i>
	c	<i>kam in die Welt.</i>
	10 a	<i>Er war in der Welt</i>
	b	<i>und die Welt ist durch ihn geworden,</i>
	c	<i>aber die Welt erkannte ihn nicht.</i>
<i>Gemeindelied, 3. Strophe:</i>	11 a	<i>Er kam in sein Eigentum,</i>
<i>Erscheinen in Israel</i>	b	<i>aber die Seinen nahmen ihn nicht auf.</i>
	12 a	<i>Allen aber, die ihn aufnahmen,</i>
	bc	<i>gab er Macht, Kinder Gottes zu werden,</i>
	d	<i>allen, die an seinen Namen glauben,</i>
	13 a	<i>die nicht aus dem Blut,</i>
	b	<i>nicht aus dem Willen des Fleisches,</i>
	c	<i>nicht aus dem Willen des Mannes,</i>
ZEIT	d	<i>sondern aus Gott geboren sind.</i>
Säule 2	14 a	<i>Und das Wort ist Fleisch geworden</i>
<i>Gemeindelied, 4. Strophe:</i>	b	<i>und hat unter uns gewohnt</i>
<i>Schau der Herrlichkeit</i>	c	<i>und wir haben seine Herrlichkeit geschaut,</i>
	d	<i>die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater,</i>
	e	<i>voll Gnade und Wahrheit.</i>
	15 ab	<i>Johannes legt Zeugnis für ihn ab und ruft:</i>
	cd	<i>Dieser war es, über den ich gesagt habe:</i>
	e	<i>Er, der nach mir kommt, ist mir voraus,</i>
	f	<i>weil er vor mir war.</i>
<i>Gemeindelied, 5. Strophe:</i>	16 a	<i>Aus seiner Fülle haben wir alle empfangen,</i>
<i>Empfang der Gnade</i>	b	<i>Gnade über Gnade.</i>
	17 a	<i>Denn das Gesetz wurde durch Mose gegeben,</i>
	b	<i>die Gnade und die Wahrheit kamen durch Jesus Christus.</i>
Rahmen und Säule 3	18 a	<i>Niemand hat Gott je gesehen (geschaut).</i>
FLEISCHWERDUNG &	bc	<i>Der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht,</i>
ZEUGNIS	d	<i>er hat Kunde gebracht.</i>

Auslegung:

Der Prolog beginnt mit den Worten:

Im Anfang war *das Wort* (der LOGOS),
und *das Wort* war bei (dem) *Gott*,
und *Gott* war das Wort.

Dieses war im Anfang bei Gott. (1,1-2)

Das erste Wort des Evangeliums schlägt eine Brücke zum ersten Satz der Bibel: Im Anfang war das Wort (Joh 1,1) – Im Anfang schuf Gott (Gen 1,1). Der Text besingt, woher Jesus kommt und wie er zu Gott steht. Er will den Leserinnen und Lesern vermitteln, wie das Evangelium zu lesen ist. Die ersten zwei Zeilen laufen auf die dritte als Höhepunkt zu und werden in der vierten gebündelt. Wenn gesagt wird, dass der Logos im Anfang bei Gott war (Vers 2), wird damit bereits auf Vers 14 vorausgeschaut, wo von der Fleischwerdung in der Geschichte die Rede ist. Dies ist der Angelpunkt des Prologs. Mit dem Wort *im Anfang* wird einerseits an den Beginn der Genesis angespielt, andererseits ist der Logos mehr als nur das schöpferische Wort Gottes. Genau genommen geht es um den Ur-Anfang vor und jenseits der Schöpfungszeit. Dieses Motiv taucht in der Weisheitsliteratur, also in der Spätzeit des Alten Testaments, auf. Demnach hätte Gott die personifizierte Weisheit erschaffen, bevor er Raum und Zeit ins Dasein rief:

Der HERR hat mich geschaffen als Anfang seines Weges,
vor seinen Werken in der Urzeit;
in frühester Zeit wurde ich gebildet,
am Anfang, beim Ursprung der Erde.

Als die Urmeere noch nicht waren, wurde ich geboren. (*Spr 8,22-24*)

Im Unterschied zur Weisheit wurde der Logos jedoch nicht geschaffen. Er *war* schon im Ur-Anfang und unterscheidet sich damit von allem, da es durch ihn geworden ist. So sagt Jesus später: „Noch ehe Abraham wurde, bin ich“ (Joh 8,58). Wenn er Gott ist, kann er nämlich nicht geschaffen sein.

Auch der Gedanke des Seins bei Gott erinnert an die Weisheit (*Spr 8,27; Weish 9,9*). Der Logos ist also in größter Nähe zu Gott angesiedelt. Dies führt dann zur alles überbietenden Aussage, der Logos wäre Gott, das heißt von Gottes Wesen. Der Prolog unterscheidet nämlich sorgsam zwischen Gott mit Artikel in Vers 1b und dem Logos als Gott ohne Artikel in Vers 1c. Weil sich der eine und einzige Gott im Logos kundtut, ist der Logos Gott (nicht nur göttlich!).

Vers 2 öffnet auf diesem Hintergrund den Blick auf den Ur-Anfang (:: Beginn). Gott ist kein stummes Wesen, kein unbewegter Beweger, sondern immer schon Gott in Beziehung. Die Selbstmitteilung Gottes findet nicht ab einem bestimmten Zeitpunkt der Geschichte statt; sie gehört schon im Anfang zum Wesen Gottes. Gott ist jemand, der sich mitteilt. Wer aus der Perspektive dessen, was immer schon gewesen ist, auf Jesus schaut, wird so auf den Logos verwiesen.

Die Wendung „Alles ist durch ihn (den Logos) geworden“ (Joh 1,3a) bezieht sich auf die Schöpfungserzählung, in der 22x vom Werden die Rede ist (es werde – und es ward). Auch im Prolog kommt das Wort 12x vor und ist damit eine tragende Säule des Textes. *Alles* meint sämtliche Geschöpfe. Jedes von ihnen verdankt seine Existenz dem Logos (Vers 3b). *Durch* den Logos wurde alles geschaffen (Vers 3), *im* Logos ist Leben (Vers 4a). So finden zwei Aspekte des Schöpfungsgedankens Beachtung: was im Anfang erschaffen wurde (Vers 3) und was nun existiert (Vers 4a). Diesem verleiht der Logos beständig Leben. Alles verdankt sein Leben dem Logos, nicht nur einmalig, sondern jeden Augenblick (*creatio continua*). Die folgende Aussage – „das Leben war das Licht der Menschen“ – möchte dann sagen, dass der Mensch nicht nur von Gott (und somit dem Logos) kommt, sondern auch bleibend auf ihn ausgerichtet ist. Wie das Licht in der Schöpfungsgeschichte der Bezugspunkt allen Lebens ist, so ist das Leben, das im Logos ist, der Bezugspunkt aller Menschen. Ohne Logos also kein Leben, weil alles durch ihn geworden ist.

In Vers 5 wird der Bogen geschlossen. Versteht man die erste Strophe auf dem Hintergrund der Schöpfungserzählung, ist nun von der Sünde und ihrer zerstörerischen Wirkung auf den gesamten Kosmos die Rede. Das Wort *erfassen* kann aber auch mit *überwältigen* übertragen werden. Dann stünde am Ende eine positive Perspektive: Es leuchtet das österliche Licht Jesu, das auch von der Todesmacht des Bösen nicht ausgelöscht werden konnte. Dieses Motiv wird nämlich in Joh 12,35 wieder aufgegriffen: „Geht euren Weg, solange ihr das Licht habt, damit euch nicht die Finsternis überrascht (wörtlich: *überwältigt*)!“ Für den Verfasser ist also Jesus (und nur er) das Licht. Abseits von ihm herrscht Finsternis. Wer zum Glauben an ihn kommt, wird erkennen, dass er als Geschöpf immer schon zu ihm gehört hat. Die Christusbotschaft ist somit von universaler Bedeutung. Das Licht kennt nämlich keine Grenzen.

Mit den Worten „es ward ein Mensch“ beginnt in Anlehnung an Vers 3 der zweite Abschnitt. Er spricht vom Kommen des Logos in die Zeit. Mit der Sendung des Johannes greift Gott selbst in die Geschichte ein. Johannes ist im Evangelium der einzige, für den der für Jesus reservierte Begriff der Sendung verwendet wird. Sein Zeugnis für das Licht (den Logos) soll alle zum Glauben führen. Die Taufstätigkeit von Johannes wird zugunsten seiner Berufung zum Zeugen in den Hintergrund gedrängt. Dass betont wird, er selbst sei nicht das Licht gewesen, lässt darauf schließen, dass der Täufer in manchen Kreisen vermutlich noch als messianische Gestalt gegolten hat. Hier wird er in das Christusereignis integriert.

Mit Vers 9 beginnt der zweite Teil des Abschnitts, in dem das Motiv des Lichts noch einmal ins Zentrum rückt. Während Johannes nur Zeuge des Lichts war, offenbart sich das wahre Licht so, dass es jeden Menschen ungeachtet seiner Herkunft erleuchtet. Es kam in die Welt der Menschen und obwohl ihm diese ihre Existenz verdanken, haben sie ihm die Anerkennung verweigert (Joh 1,10). Dies wird im folgenden Vers noch einmal zugespitzt: Der Logos kam in das „Eigene“, also sein Eigentumsvolk (Ex 19,5), aber nicht einmal die Seinen nahmen ihn auf. Doch es gibt auch Ausnahmen. Wer

Jesus als den Logos aufnimmt, dem eröffnet sich eine neue Weise des Daseins, die Kindschaft Gottes (Vers 12). Was bisher nur für Israel gegolten hat, Sohn Gottes zu sein (Ex 4,22), gilt nun für alle, die den Logos bei sich aufnehmen. Sie werden zu Kindern Gottes. Aufnehmen heißt, zu glauben. Wer an ihn glaubt, ist durch Gottes wunderbares Wirken zum Kind Gottes geworden. Die Abstammung und Zugehörigkeit zum Volk Israel spielen nun keine Rolle mehr (Vers 13). Der Glaube überwindet die nationalen Grenzen.

Mit Vers 14 beginnt der dritte Abschnitt. Es ist der Schlüsselsatz des Prologs. Das erste Mal seit Vers 1 ist wieder ausdrücklich vom Logos die Rede, jedoch mit einem überraschenden neuen Akzent. Das Wort des Ur-Anfangs ist *Fleisch* geworden. Dieser Ausdruck bezeichnet in der Bibel die Vergänglichkeit und Hinfälligkeit menschlichen Daseins (siehe zB Gen 6,3; Jes 40,6f). Der ewige Logos ist vergängliches Fleisch geworden, ohne seine Göttlichkeit aufzugeben. Wie das zu begreifen ist, darüber schweigt der Hymnus. Ihm liegt lediglich die Identität des Logos mit dem irdischen Jesus am Herzen. Das Stichwort *Fleisch* bezeichnet auch in anderen Texten die irdische Existenz Jesu: Röm 1,3; 8,3; 1 Tim 3,6; 1 Petr 3,18. Das *wurde* von Vers 14 steht dabei im Kontrast zum *war* in Vers 1. Mit dem Logos ist also etwas geschehen. Die Fleischwerdung ist ein Ereignis, in dem deutlich wird, was vorher so noch nicht gewesen ist. Jesus (und nur er) ist das Fleisch gewordene Wort Gottes. In ihm hat der Logos unter uns Wohnung genommen wie einst die Herrlichkeit Gottes im Offenbarungszelt auf dem Sinai (Ex 40,34-38). Auch von der Weisheit wird gesagt, sie habe in Jakob ihr Zelt aufgeschlagen (Sir 24,8). Mit der nun folgenden Aussage – „und wir haben seine Herrlichkeit geschaut“ – ist die Sinnspitze erreicht. Jene, die geglaubt haben, haben nicht nur den irdischen Jesus, sondern die Herrlichkeit des fleischgewordenen Logos geschaut, also sein göttliches Wesen. Zugleich schwingt hier ein weiterer Text des Exodusbuches mit. Als Mose gebeten hat, die Herrlichkeit Gottes schauen zu dürfen, wurde ihm lediglich ermöglicht, den Rücken Gottes zu sehen (Ex 33,18-23). Im fleischgewordenen Logos lässt sich diese Herrlichkeit nun schauen. Der Zusatz „voll Gnade und Wahrheit“ ist einer griechischen Übersetzung der sogenannten *Gnadenformel* in Ex 34,6 entnommen. Hier geht es freilich nicht um die Erneuerung des Bundes, sondern die Gnade, als Kinder Gottes leben zu dürfen. Der Zusatz in Vers 14d macht deutlich, dass die Einzigkeit Jesu durch seine Herkunft begründet wird. Er ist der einziggeborene Sohn vom Vater. Damit klingt das erste Mal der zentrale Christustitel des Evangeliums an: Sohn des Vaters. Er ist prägend für das vierte Evangelium.

Vers 15 unterbricht den Hymnus und spielt noch einmal auf Johannes an. Diesmal geht es um die bleibende Bedeutung seines Zeugnisses, daher wird in der Gegenwart formuliert. Dieses Bekenntnis erklingt im Bericht über das Wirken des Täufers noch einmal (Joh 1,30). Obwohl Johannes zeitlich vor Jesus aufgetreten ist, begann dessen Weg nicht mit der Taufe durch Johannes. Sein Anfang ist jener des ewigen Logos, daher gilt für ihn das absolute *war* im Sinne von immer gewesen sein (Joh 1,1-2). Daher beginnt das Evangelium nicht mit dem Wirken des Täufers (siehe Markus).

Mit dem *Wir* in Vers 16 sind nun alle an Christus glaubenden Leser des Evangeliums gemeint (in Vers 14 waren es die Jünger, die Jesus gefolgt waren). Die Fülle bezeichnet die unerschöpfliche Gnade des Logos. Der folgende Vers 17 verdeutlicht dies. Gesetz und Gnade sind dabei nicht als Gegensätze zu verstehen. Die Sinnspitze besteht in der Art der Vermittlung. Während Mose das Gesetz vermittelt hat, sind Gnade und Wahrheit durch Jesus *geworden* (nicht nur gekommen). Er ist also Mittler und Gabe in einem. Gnade und Wahrheit sind nicht von ihm zu trennen. Für den Evangelisten ist das Gesetz Zeuge für die Gnade und Wahrheit, die in Christus Fleisch geworden ist. Es steht nicht für sich selbst, sondern ist auf Christus hin zu lesen. Die Wendung „Jesus Christus“ war im ursprünglichen Evangelium nur noch im Schlusswort zu finden (Joh 20,31). Der Verfasser verbindet damit also Anfang und Ende.

Vers 18 ist als Abschluss des Hymnus eng mit Vers 1 verbunden. Zugleich kommt hier die Fleischwerdung des Logos in Vers 14 an ihr Ziel:

Säule 1 und 3:

Das Wort war bei Gott
und das Wort war Gott.

Der Einzige, der Gott ist
und am Herzen des Vaters ruht.

Säule 2 und 3:

Wir haben seine Herrlichkeit geschaut,
die Herrlichkeit des einzigen Sohnes vom Vater,
voll Gnade und Wahrheit.

niemand hat Gott je gesehen (geschaut)
der Einzige, der Gott ist und am Herzen des Vaters ruht
die Gnade und die Wahrheit kamen durch IC XP

Die Aussage, dass niemand Gott je geschaut habe, widerspricht auf den ersten Blick der Mosegeschichte (Num 12,8; Dtn 34,10). Im zudem bereits genannten Text Ex 33-34 wird Mose zumindest gestattet, den Rücken Gottes zu sehen. Das Schauen meint also hier wohl das authentische Wissen um Gott. Im Anschluss an Vers 17 wird also noch einmal betont, dass die Schrift als Zeugnis für Christus zu lesen ist. Nur durch ihn ist authentische Gotteserkenntnis möglich, weil er als der Einziggeborene Gott ist und von seinem Ursprung her aus der unmittelbaren Gottesnähe lebt. Der Gottestitel ist im Blick auf Christus nur noch im Bekenntnis des Thomas zu finden (Joh 20,28). Auch hier tut sich also ein Bogen zum ursprünglichen Ende des Evangeliums auf. Wie der Sohn an der Brust des Vaters ruht, liegt übrigens der geliebte Jünger beim Mahl an der Brust Jesu (Joh 13,23). Das Ruhen an der Brust ist somit ein Bild für Freundschaft und Gemeinschaft (siehe auch Joh 15,15). Daraus folgt, dass er auch in die göttlichen Geheimnisse eingeweiht ist. Dieses Sein auf Gott hin, eröffnet die Kundgabe (Joh 6,46; 7,29). In Jesus geschieht Gottes Selbstausslegung – in seiner Person und seinem Wort.

Zusammenfassung:

Jesus ist das fleischgewordene Wort Gottes in Person. Dies ist der Kernsatz des Prologs. Er ist Gottes ureigenes Wort. Was in der Zeit durch die Fleischwerdung sichtbar geworden ist, ist jedoch keine spontane Äußerung Gottes. Gott trug dieses

Wort immer schon in seinem Herzen. Er ist immer schon ein Gott-in-Beziehung. Daher ist nachvollziehbar, warum der Logos Gott ist – weil Gott nicht irgendwann begonnen hat, sich mitzuteilen, sondern in sich Beziehung und Mitteilung ist. Daher ist die Fleischwerdung des Logos für alle Menschen von Bedeutung. Alle sind nämlich durch den Logos geworden.

Der Prolog wird nun fortgesetzt durch zwei Szenen, die aus zwei Teilen bestehen. Sie setzen dort an, wo auch Markus sein Evangelium eröffnet:

Das Zeugnis des Johannes: - Verhör durch Gesandte aus Jerusalem
 - Zeugnis in Gegenwart Jesu am nächsten Tag.

Die Berufung der ersten Jünger: - der Wechsel der Johannesjünger zu Jesus
 - die Berufung von zwei weiteren Jüngern.

Dieser Abschnitt bereitet die Erzählung von der Hochzeit zu Kana vor, in der Jesus beginnt, seine Herrlichkeit zu offenbaren. Die vielen Würdenamen bringen Erfahrungen zum Ausdruck, die Menschen mit Jesus gemacht haben. Mit der Ankündigung, noch Größeres zu sehen (Joh 1,50), am Übergang zum ersten Hauptteil des Buches, wird aber zugleich auch die Tiefe angedeutet, die sich nun zeigen soll.

Das Verhör des Johannes durch die Jerusalemer Abgesandten (Joh 1,19-28)

Der Text enthält altes Erzählgut aus der sogenannten *Zeichenquelle*, das vom Evangelisten überarbeitet worden ist. Dazu gehört die Rede von „den Juden“, die für das vierte Evangelium so bezeichnend ist. Sie kann die jüdischen Autoritäten meinen (zur Zeit Jesu oder des Schreibers), die Judäer oder alle Juden. Obwohl der Begriff oft negative Züge trägt, betont Johannes: „Das Heil kommt von den Juden“ (Joh 4,22). Jesus ist Jude, das verdrängt auch er nicht.

Johannes der Täufer wird als Zeuge dargestellt. Er ist weder der Messias, noch Elija, noch der Prophet (im Sinne eines endzeitlichen Propheten auf dem Hintergrund von Dtn 18,15-18). Alle diese Titel werden auf Jesus bezogen. Während im Matthäusevangelium der Täufer von Jesus selbst als Elija, der kommen soll, bezeichnet wird (Mt 11,14), weist Johannes dies in 1,21 für sich. Zwar spricht das Evangelium von Jesus nicht als wiedergekommenem Elija, die Wunder, die Jesus wirkt, überbieten aber jene von Elija und Elischa, während Johannes keine Zeichen gewirkt hat (Joh 10,41). Johannes bezeichnet sich lediglich als die Stimme eines Rufers in der Wüste. Seine Botschaft lautet: „Ebnet den Weg für den Herrn“ (siehe Jes 40,3)! – Das heißt hier: *Glaubt meinem Zeugnis! So bereitet ihr dem kommenden Herrn den Weg.*

Das Zeugnis des Johannes in Jesu Gegenwart (Joh 1,29-34)

Jesus wird von Johannes zweimal als *Lamm Gottes* bezeichnet (Joh 1,29 und 36). Die ergänzenden Worte „das die Sünde der Welt hinwegnimmt“ blicken auf das Ende des Lebens Jesu voraus. Er stirbt am Kreuz, als im Tempel die Paschalämmer geschlachtet werden. Jesus ist das wahre Lamm Gottes, weil sein Tod die Sünde überwunden hat. In seinem Tod geht dieses bildhafte Wort in Erfüllung. Der erhöhte Gekreuzigte kommt am Ostersonntag zu den Jüngern, übermittelt ihnen den Heiligen Geist und

gibt ihnen die Vollmacht, Sünden zu erlassen (Joh 20,19-23). Jener, der mit dem Heiligen Geist tauft, ist also der erhöhte Herr. Allein durch seinen Tod, nicht durch die Taufe des Johannes, vollzieht sich die Vergebung der Sünden. So verschweigt der Evangelist auch die Taufe Jesu. Was gemäß Markus und Matthäus Jesus in einer Vision im Zuge seiner Taufe gesehen hat, wird zu einer Vision von Johannes umgestaltet. Er bezeugt Jesus als den Geistträger und bekennt als erster Mensch, dass er der Sohn Gottes ist. Der Grund dafür wird sein, dass Johannes den Eindruck vermeiden möchte, Jesus wäre erst mit seiner Taufe zum Geistträger geworden. Da er im Prolog den Blick auf den Ur-Anfang eröffnet, ist für ihn klar, dass er es immer schon war. Dass der Geist auf Jesus *bleibt*, knüpft an Jes 11,2; 42,1 und 61,1 an. Am Kreuz wird Jesus schließlich zur bleibenden Quelle des Geistes für jene, die an ihn glauben. Als Auferstandener schenkt er ihnen dann den Geist, der von der Sünde reinigt (Joh 7,39; 20,22f). Im Bekenntnis des Johannes, dass Jesus der Sohn Gottes ist, erreicht der Abschnitt schließlich sein Ziel. Der Täufer ist gleichsam der erste Christ. In seinem Zeugnis wird der Bezeugte lebendig. Jesus ist in dieser Szene zwar zugegen, jedoch nur im Zeugnis des Täufers.

Die Taufe Jesu nach Markus und Johannes:

Da kam Jesus aus Nazaret in Galiläa
und ließ sich von Johannes im Jordan taufen.

Und sogleich, als er aus dem Wasser stieg,
sah er, dass der Himmel aufriss
und der Geist wie eine Taube auf ihn herabkam.
Und eine Stimme aus dem Himmel sprach:
Du bist mein geliebter Sohn,
an dir habe ich Wohlgefallen gefunden.

Und Johannes bezeugte:
Ich sah, dass der Geist vom Himmel herabkam
wie eine Taube und auf ihm blieb. (...)
Und ich habe es gesehen und bezeugt:
Dieser ist der Sohn Gottes.

Der Wechsel der Johannesjünger zu Jesus (Joh 1,35-42)

Auch die Berufungsgeschichten des Johannes unterscheiden sich von jenen des Markus. Dieser erzählt, dass Jesus jemanden bei der Arbeit sieht und ruft, worauf dieser alles verlässt und ihm nachfolgt. Bei Johannes hingegen gelangen Menschen durch die Vermittlung von Dritten zu Jesus. Dies entspricht den Gegebenheiten nach Ostern. Zu Jesus gelangt man durch das missionarische Glaubenszeugnis anderer. Der vorliegende Abschnitt besteht aus zwei Begebenheiten, die demselben Muster folgen:

- Jemand verweist mit einem Hoheitstitel (Lamm Gottes, Messias) auf Jesus.
- Daraufhin kommt der Angesprochene mit Jesus in Kontakt.
- Die Worte Jesu an ihn haben dann die Gestalt einer Verheißung.

Obwohl Johannes die Erzählungen stark bearbeitet hat, eröffnen sie doch auch einen Blick in die Zeit Jesu. Vermutlich stammen seine ersten Jünger aus dem Umfeld des Täufers. Zudem ist die Umbenennung des Simon zu Kephas (Petrus) auf den historischen Jesus zurückzuführen. Bei Matthäus ist sie freilich erst in der Mitte des Evangeliums zu finden.

Der Text spielt mit dem Motiv des *Sehens*: Johannes *blickt* auf Jesus, zeigt auf ihn mit den Worten „*Seht*, das Lamm Gottes“, Jesus wendet sich um und *sieht* die Jünger, lädt sie ein zu kommen und zu *sehen*, was dann auch geschieht. Das Lamm-Gottes-Motiv ist schon von Joh 1,19 her bekannt. Es erinnert – wie zuvor der Gedanke der bleibenden Gegenwart des Geistes – an die Gottesknechtslieder des Jesaja (Jes 53,7.12). Dass die Johannesjünger nun Jesus nachfolgen, erschließt sich aus dem Inhalt seines Zeugnisses. Der Jünger des Täufers *muss* Jesus nachfolgen, wenn er seine Botschaft wirklich gehört hat. Der Text hat einen vordergründigen Sinn, zugleich aber führt er in die Tiefe. Die Frage „Wo wohnst du?“ zielt daher nicht nur auf den Wohnort Jesu ab (von dem das Evangelium nichts Genaues erzählt). Sie verweist zugleich auf das Wort Jesu, dass es im Hause seines Vaters viele Wohnungen gibt (Joh 14,2). Das Sehen führt die Jünger in diesem Sinne schließlich zum Bleiben.

Die folgende Begebenheit erzählt dann von den beiden Jüngern. Der eine heißt Andreas, der andere bleibt ohne Namen. Es spricht viel dafür, dass sich dahinter der Lieblingsjünger verbirgt (vor allem auf dem Hintergrund von Joh 21). Sie führen Simon zu Jesus, dem Messias. Während Simon bei Markus im Rahmen der Bildung des Zwölferkreises Petrus genannt wird (Mk 3,16), verbindet Matthäus die Umbenennung mit dem Messiasbekenntnis (Mt 16,18). Dieses wird jedoch bei Johannes von Natanael abgelegt (Joh 1,49). In der ersten Begegnung mit Simon hebt Johannes sogleich die besondere Menschenkenntnis Jesu hervor. Er nennt Simon beim Namen, obwohl er ihn noch nie gesehen hat. Mit den Worten „Du *wirst* Kephas heißen“ blickt er bereits in die Zukunft, die Kirche nach Ostern (siehe Joh 21,15-19).

Die Berufung von zwei weiteren Jüngern (1,43-51)

Wie der Erstberufene Andreas in weiterer Folge Simon zu Jesus bringt, so weist nun Philippus Natanael auf ihn hin. Beide Erstberufenen stammen aus Betsaida. Die Berufung der Jünger wird jedoch nicht in Galiläa angesiedelt (Mk 1,16-20), sondern in der Gegend der Taufstelle. Wie zuvor Simon, wird auch Natanael von einer Entdeckung berichtet: Man hat den gefunden, über den Mose im Gesetz und die Propheten geschrieben haben (Joh 1,45). Der Ort ihrer Suche war also die Schrift. So haben sie IHN gefunden. Angesichts dessen klingt der Hinweis auf den Sohn des Zimmermanns Josef aus Nazaret sehr bescheiden. Dies bewegt Natanael, nachzufragen. Das verbindet ihn mit Thomas, der zu Ostern ebenfalls Bedenken äußert. Nazaret ist nämlich ein höchst gewöhnlicher Ort, ohne messianischen Glanz. Mit den Worten Jesu – „Komm und sieh!“ – fordert Philippus Natanael auf, sich selbst zu vergewissern. Jetzt zeigt sich erneut das Wunderbare Wissen Jesu über Natanael, den er noch nicht kennt. Jesus nennt ihn einen echten Israeliten, an dem kein Falsch ist. Noch bevor ihn Philippus auf Jesus hingewiesen hat, sah er ihn bereits unter dem Feigenbaum sitzen. Der Mittler des Glaubens darf also darauf vertrauen, dass ihm der erwähnende Blick Jesu vorangeht. Wieder ist – auf geheimnisvolle Weise – vom Sehen die Rede. Der schattige Feigenbaum könnte zudem ein Hinweis sein, dass Natanael in der Schrift studiert und nach dem Messias gesucht hat. Nun bekennt sich der Israelit

ohne Falsch zu Jesus, dem König von Israel, also dem Messias, der zugleich der Sohn Gottes ist. Die Antwort Jesu ist ähnlich wie das Wort des Auferstandenen an Thomas aufgebaut. Darüber hinaus wird Natanael noch Größeres verheißen. Damit werden die Zeichen von der Hochzeit zu Kana bis hin zur Auferweckung des Lazarus angekündigt. Es ist die Zeit des über dem Menschensohn geöffneten Himmels. Die Engel Gottes, die über dem Menschensohn auf- und niedersteigen, erinnern an Jakob in Bet-El (Gen 28,10-22). Jesus ist der auf Erden erschienene Menschensohn. Er ist der wahre Tempel, stets verbunden mit dem himmlischen Vater. Das Finden wird also in diesem Text zum Ausgangspunkt des Weges mit Jesus, der noch Größeres sehen lässt. Die Worte *ihr werdet sehen* lassen die Leser daran teilhaben. Wer das Buch im Glauben an den Sohn liest, darf den geöffneten Himmel über ihm sehen.

Das Wirken Jesu in der Welt (Joh 2-12)

Im Johannesevangelium sind es von der Hochzeit zu Kana bis zur Auferweckung des Lazarus sieben Zeichen, die Jesus wirkt. Gegenüber den Synoptikern (Mt, Mk, Lk) ist das nicht viel. Umso erstaunlicher ist, dass Johannes von Taten Jesu berichtet, die in den ersten drei Evangelien nicht überliefert werden. Weder das erste noch das letzte Zeichen kommen dort vor. Man kann davon ausgehen, dass der Evangelist eine eigene Quelle, die sogenannte *Zeichenquelle*, benutzt und den Stoff gründlich bearbeitet hat.

Die Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-12)

Der Text ist zum einen mit dem Prolog verknüpft – auch dort geht es in Anlehnung an das Buch Exodus um die Herrlichkeit. Zum anderen markiert er den Beginn des öffentlichen Wirkens Jesu. Der Verweis Jesu auf seine *Stunde* weist zudem bereits auf Joh 13,1 und die Passion hin. Die Erzählung ist also eine Schlüsselstelle bei Johannes. Das Motiv der Weinspende ist in der Antike vor allem mit dem Dionysoskult verbunden. Tatsächlich war Skythopolis (Bet Schean) südlich des Sees Gennesaret eines der Zentren dieses Kultes. Dort wurde Nysa, die Amme des Weingotts; verehrt. Dieser Umstand ist im Blick auf die Rolle der Mutter Jesu bemerkenswert.

Mit der Zeitangabe *am dritten Tag* knüpft der Text an das Buch Exodus an. Dort gibt Mose den Israeliten den Auftrag, sich für den dritten Tag bereitzuhalten (Ex 19,10f). Schließlich lässt sich die *Herrlichkeit* Gottes in Ex 24,16 auf dem Berg nieder, ein zweites zentrales Leitwort, das Johannes aufgreift.

Die schroffe Ablehnung der Bitte der Mutter (sinngemäß: Was habe ich mit dir zu schaffen, Frau?) wirkt auf den ersten Blick befremdend. Aus der Sicht des Evangeliums kommt dadurch zum Ausdruck, dass Jesu Handeln ausschließlich von Gott bestimmt wird. Er ist zwar Sohn einer irdischen Mutter, in Wahrheit aber der Sohn Gottes. Daher führt Gott seine Stunde herbei. Wenn das Wunder dann doch stattfindet,

öffnet sich bereits der Blick auf Ostern, wo die Fülle des Geistes geschenkt wird. Die Worte der Mutter: „Was er euch sagt, das tut!“ sind geprägt vom Vertrauen in das Wirken des Sohnes. Sie ist die erste Frau, die im Evangelium auftritt und trägt die Züge der Synagoge, die die Mutter Jesu ist (Thomas von Aquin). Ihre Worte erinnern zudem an die Josefsgeschichte und lassen Jesus als neuen Josef erscheinen, der das Volk vor dem Tod bewahrt.

Die Symbolik der sechs Krüge lässt sich nicht mehr mit letzter Sicherheit erschließen. Sie stehen wohl für die Reinheitsvorschriften. Diese sind jedoch ihres Sinnes entleert. Daher müssen die Krüge gefüllt werden. Zur Fülle, die mit Jesus kommt, gesellt sich die Vollkommenheit. Dafür steht in der Antike die Zahl sechs, die sich ergibt, wenn man zwei (Eheleute) und drei (der dritte Tag) multipliziert. Im Blick auf Vers 10 und Joh 3,29 erweist sich Jesus damit als wahrer Bräutigam. Das Wunder selbst wird aber nicht geschildert – die Aufmerksamkeit soll sich auf den Wundertäter konzentrieren. Die Diener folgen ihm ohne Vorbehalte. Sie wissen daher, vorher der Wein kommt, während der höhergestellte Mundschenk in doppelter Hinsicht unwissend ist. Seine Frage nach dem *Woher* (Joh 7,27; 8,14 etc.) zielt dennoch unbeabsichtigt auf einen zentralen Punkt, die Herkunft Jesu, hin. Dass der gute Wein *bis jetzt* zurückgehalten wurde, widerspricht einerseits den betrügerischen Gepflogenheiten der Menschen, andererseits läutet seine Fülle bereits die messianische Endzeit ein (Jes 25,6; Am 9,13 etc.). Ohne es direkt zu entfalten, erscheint Jesus auf diese Weise als der wahre Bräutigam. So klingen nun auch jene prophetischen Texte mit, die das Heil Zions in das Bild einer Hochzeit kleiden (zB Jes 61,10; 62,5).

Von der Reaktion der Anwesenden – ein typisches Merkmal synoptischer Wundererzählungen – wird bewusst nichts erzählt. So wird das *bis jetzt* des Tafelmeisters zu einer Verheißung für den Hörer hier und heute.

Am Ende hält der Erzähler drei bedeutende Gesichtspunkte fest:

- Mit diesem Wunder hat Jesus den Anfang seiner Zeichen gesetzt.
- Er hat seine Herrlichkeit offenbart.
- Das Zeichen bestärkt den Glauben der Jünger (denn geglaubt haben sie gemäß Joh 1,19-51 schon vorher).

Das erste Paschafest: Die Tempelreinigung (Joh 2,13-25)

Während Jesus in den ersten drei Evangelien erst vor seinem Leiden nach Jerusalem kommt, ist er bei Johannes schon zu Beginn dort zu finden. Die erste Begebenheit ist die Tempelreinigung. Der Beschluss, Jesus zu töten, ist bei Johannes nicht mit ihr, sondern mit der Auferweckung des Lazarus verbunden. Doch auch bei Johannes wird mit diesem Text Wesentliches ausgesagt. Daher steht er am Anfang des Wirkens Jesu. Der Hinweis auf das Paschafest der Juden zu Beginn des Textes ist schon ein erster Hinweis auf das Todes-Pascha am Ende des Evangeliums. Dass Jesus schon zu Beginn dorthin zieht, wird vom Prolog her deutlich. Nach biblischer Überlieferung ist der Tempel der Ort der Gegenwart Gottes schlechthin (Dtn 16,2.6.11). Genau dies aber ist der Anspruch Jesu. ER, nicht der Tempel, ist der Ort, wo Gott Wohnung genommen

hat. Die Frage nach dem Woher zwingt also zur Konfrontation. Das Handeln Jesu richtet sich gegen alles, was dem Opferkult im Tempel dient – die Schafe und Rinder (daher die aus Stricken gebundene Peitsche) und das Unterbinden des Geldverkehrs. Menschen gegenüber wird keine Gewalt ausgeübt. Die Taubenhändler werden sogar angewiesen, ihre Ware fortzuschaffen, um nicht Schaden zu erleiden. Die Händler sollen den Dienst am Opferkult einstellen. Die Handlung Jesu ist also nicht nur symbolisch zu sehen. Von nun an ist der Tempel nicht mehr Ort des Kultes, sondern die Stätte des Wirkens Jesu. Als die Griechen in Joh 12,20-22 nach Jerusalem kommen, um Gott anzubeten, wollen sie Jesus (!) sehen. Ein Schriftwort soll das Tun Jesu deuten. Es ist Psalm 69,10 entnommen und mit einem neuen Akzent versehen. Während der Beter des Psalms klagt, der Eifer für das Haus Gottes *habe* ihn verzehrt (Vergangenheit), heißt es von Jesus, er *werde* ihn verzehren (Zukunft). Das Geschehen will also von Ostern her verstanden werden. Der Tempel, um den es hier geht, ist demnach nicht mehr das irdische Heiligtum in Jerusalem, sondern das *Haus des Vaters*.

Auf die Frage nach einem Zeichen, das als Rechtfertigung für das Tun Jesu verstanden werden könnte, wird nun das sogenannte Tempelwort eingeführt. Johannes hat es im Blick auf seine Aussageabsicht umgestaltet. Der Tempel, der niedergerissen wird, ist nicht der Tempel von Jerusalem, sondern der Leib Jesu. Das Niederreißen des Tempels wird so zum Bild für seinen gewaltsamen Tod. Doch dies ist nur möglich, weil er es zulässt (siehe auch den Bericht von der Gefangennahme Jesu). Das Aufrichten des Tempels (im Griechischen steht hier das Wort *auferwecken*) ist österliche Sprache. Das Wort macht deutlich, dass Jesus sein Leben aus eigener Macht hingibt und wieder nimmt. Als Erhöhter wird er zum Tempel, dem endgültigen Ort des Heils. Dies kann man, so macht Joh 2,22 deutlich, erst im Licht der Auferweckung zu Ostern erfassen. Wie die Schrift (Ps 69,10), so war auch das Wort vom Tempel vor Ostern rätselhaft. Erst nach Ostern wird der Glaube verstehend. In der Erinnerung erschließt sich der Sinn der Schrift und der Worte Jesu.

So wird bei Johannes bereits zu Beginn des Evangeliums das Ende des Tempelkultes verkündet. Von nun an ist der Tempel nicht mehr die Stätte des Gottesdienstes, sondern lediglich die Kulisse für das öffentliche Auftreten Jesu, in dem der Vater gegenwärtig ist.

Das Gespräch mit Nikodemus in Jerusalem (Joh 3,1-21)

Zwei Motive dieses Gesprächs begegnen uns auch bei den Synoptikern. Zunächst spricht Mt 18,3 davon, dass die Jünger wie die Kinder werden müssen, um in das Himmelreich zu gelangen. Das heißt, dass sie lernen müssen, zu Gott *Abba* (Vater) zu sagen. Dies ist bei Johannes mit dem Wort *von oben geboren werden* ausgesagt. Wie der Menschensohn vom Himmel herabgestiegen ist (Joh 3,13), sind auch jene, die an ihn glauben, von oben geboren. Das zweite Wort ist die Rede von der Erhöhung des Menschensohnes (Joh 3,14). Sie erinnert an die Ankündigung des Leidens und der Auferstehung nach dem Messiasbekenntnis des Petrus (Mt 16,21).

Nikodemus ist der einzige Pharisäer, der bei Johannes namentlich genannt wird. Er tritt auch in Joh 7,50-52 als Ratsherr und beim Begräbnis Jesu in Joh 19,39 auf. Die Begegnung mit Jesus findet in der Nacht statt. Der Grund dafür ist jedoch nicht die Suche nach Weisheit zu nächtlicher Stunde, sondern die Angst, das Treffen könnte öffentlich Aufsehen erregen. Die Gesprächseröffnung beginnt mit einem Kompliment. Jesus wird als Rabbi und Lehrer angesprochen. Dass Jesus von Gott bevollmächtigt ist, drückt sich für Nikodemus in seinen Zeichen aus. Für Johannes ist dieses Bekenntnis jedoch zu vage. Jesus antwortet mit einem Amen-Wort. Im Gegensatz zu den Synoptikern geht es bei ihm jedoch nicht darum, in das Reich Gottes zu kommen, sondern das Reich Gottes zu *sehen*. Es geht Jesus also nicht nur um die Zeichen, sondern die Person hinter ihnen. Er fordert damit den Zuschauer auf, zum Betroffenen zu werden. Von oben geboren werden heißt, sich durch die Taufe klar zu Christus zu bekennen. Dies ist jedoch nicht machbar, nicht nur Ausdruck einer bewussten Entscheidung, sondern von Gott gewirkt. Wer im diesseitigen Jesus den jenseitigen Gott zu sehen vermag, ist mit seinem Dasein selbst nicht mehr im Diesseits verwurzelt, sondern wie Christus *von oben*.

In Vers 4 beginnt durch die Frage des Nikodemus, wie das geschehen könne, der zweite Rededurchgang. In unserer Lebensordnung ist dies nicht vorgesehen. Vers 5 spricht dann von der Taufe als Wiedergeburt aus Wasser und Heiligem Geist (siehe auch 1 Petr 1,3.23 und Tit 3,5). Wasser und Geist sind zudem schon im Alten Testament verbunden (Gen 1,2 und Ez 36,25-27). Erst diese neue Geburt ermöglicht den Zugang zum neuen und ewigen Leben. Bei der nun folgenden Entfaltung wird das Augenmerk auf den Geist gelegt. Es geht um die Differenz der beiden Bereiche Fleisch (die irdische Welt) und Geist (die himmlische Welt) oder noch deutlicher um den Gegensatz zwischen der Lebenswelt Gottes und jener des Menschen. Der Ursprung bestimmt das Wesen – Fleisch bleibt Fleisch. Es kann sich selbst nicht zu Gott hin entwickeln. Es bedarf der Geburt von oben. Das Bild des Windes kann verdeutlichen, was mit dem Geist gemeint ist. Man nimmt die Wirkung des Geistes wahr (Befreiung von der Sünde, Liebe), er selbst bleibt aber verborgen. So verhält es sich mit dem Wind, den man auch nicht sehen, sehr wohl aber seine Kraft wahrnehmen kann. Der Satz *wo er will* bringt diese Unergründlichkeit zum Ausdruck (siehe auch Koh 11,5).

Mit Vers 9 beginnt der dritte Gesprächsgang. Auf die Frage des Nikodemus, wie dies geschehen könne, folgt eine ernüchternde Antwort. Selbst er, der Lehrer Israels, kann das rettende Handeln Gottes kraft seiner Vernunft nicht erklären, weil er *Fleisch* ist.

Zum dritten Mal bekräftigt Jesus seine Lehre mit einem doppelten *Amen*. Obwohl Jesus und jene, die an ihn glauben, aus himmlischer Erfahrung heraus sprechen, nehmen Nikodemus und die Gleichgesinnten dieses Zeugnis nicht an. Die *irdischen Dinge*, von denen Jesus spricht, meinen die Neuschöpfung des Menschen aus Wasser und Geist. Die *himmlischen Dinge* sind der verborgene Grund dieses Geschehens – die Herabkunft des Menschensohnes aus dem Himmel und seine Erhöhung im Tod am Kreuz. Wer nicht einmal die *Notwendigkeit* der Wiedergeburt einsieht, kann auch nicht sehen, dass sie durch Jesus *möglich* geworden ist. Der Leser ist damit einge-

laden, im Glauben vom Irdischen zum Himmlischen voranzuschreiten. Dies wird durch zwei Worte Jesu vertieft. Das eine besagt, dass nur jener, der seine Herkunft im Himmel hat, die Kluft zwischen Himmel und Erde überwinden kann. Er kann also in den Himmel gelangen, weil er vom Himmel kommt. Der Aufstieg des Menschensohnes in den Himmel zu Ostern gründet demnach in seiner Abstammung von dort (siehe auch Eph 4,8-10). Kein anderer kann dorthin gelangen, da er nicht Träger des ewigen Lebens ist. Dem Spruch in Joh 3,13 folgt eine Typologie auf der Basis von Num 21,4-9. Das alttestamentliche Vorbild von der Erhöhung der Schlange wird durch die Erhöhung Jesu am Kreuz erfüllt. Dies musste geschehen, es entspricht einer göttlichen Notwendigkeit. Durch das Passiv (muss erhöht werden) wird zugleich das göttliche Handeln verdeutlicht. Die Sinnspitze beider Erhöhungen aber ist das Leben, das die Menschen dadurch empfangen sollten. In Num 21,8 sollte *jeder*, der auf die erhöhte Schlange blickt, *am Leben bleiben*. Joh 3,15 betont nun, dass *jeder*, der glaubt, in Christus *ewiges Leben hat*. Zu beachten ist, dass Johannes nicht das Kreuz ins Zentrum stellt, sondern Jesu Tod und Auferstehung, also den gesamten Vorgang der Erhöhung. Nicht die Kreuzigung, sondern die Erhöhung des Menschensohnes ins Leben ist der Punkt, auf den sich der Glaube richten soll. Diese beginnt bereits mit der Kreuzigung, nicht erst mit der Auferstehung. Ältere Vorstellungen hingegen gehen davon aus, dass der Gekreuzigte von Gott am dritten Tag aus dem Tod gerettet und erhöht wurde (Phil 2,6-11).

In Joh 3,16-21 folgt nun ein johanneisches Lehrstück, bestehend aus zwei Strophen mit jeweils zehn Zeilen (1 + 3 + 3 + 3). Jede Zeile beginnt mit einer Überschrift. Nach dem gescheiterten Dialog mit Nikodemus stellt sich die Frage, warum so wenige zum Glauben gekommen sind. Es liegt auf jeden Fall nicht an Gott, lautet die Antwort. Die Frage, warum Gott seinen Sohn gab, ist darin begründet, dass er sie geliebt hat. Diese Liebe richtet sich an alle, ohne Grenzen – eine Spitzenaussage des Evangeliums. Diese Liebe hat sich darin gezeigt, dass Gott seinen Sohn gegeben hat. Er ist die Gabe Gottes vom Himmel her. Dass er seinen *einzigsten* Sohn gegeben hat, macht das Übermaß seiner Liebe deutlich (so sehr). Der Begriff *Welt* steht für die Menschheit, die sich von Gott abgewendet hat; sie ist somit alles andere als liebenswert. Ziel der göttlichen Zuwendung ist, dass jeder, ohne Einschränkung, durch den Glauben das ewige Leben erlangt. Dies wird in Vers 17 mit anderen Worten wiederholt. Jesus ist nicht gesandt, um zu richten, sondern um zu retten. Seine Sendung ist also eindeutig auf das Heil der Menschen ausgerichtet. Die Weigerung zu Glauben bedeutet das Gericht, da man im Verderben *bleibt*. Wer glaubt, tritt daraus heraus und hat kein Gericht mehr zu befürchten. Das Gericht gibt es nur dort, wo sich der Mensch im Unglauben dem Heil verschließt. Das „jüngste Gericht“ ist nicht irgendwann in der Zukunft, sondern hier und jetzt. Dieser Gedanke wird in Joh 5,24f entfaltet. Wenn also Gottes Liebe eindeutig ist, spricht sich der Mensch durch seinen Unglauben selbst das Gericht zu. Die zweite Strophe entfaltet ab Vers 19 das Motiv des Gerichts. Die Pointe der Lichtsymbolik ist in diesem Fall jedoch nicht der Umstand, dass dadurch die Taten der Menschen aufgedeckt werden (Johannes denkt hier wohl an sein ablehnendes

Umfeld), sondern, dass sich die Menschen ins Dunkel zurückziehen, damit ihre Machenschaften nicht an den Tag treten. Sie schließen sich in der Finsternis ein. Ihr *Nein* erwächst einer *inneren Finsternis*. Der Gemeinde des Johannes anzugehören heißt im Gegensatz dazu, in einem Raum der Wahrhaftigkeit und Lauterkeit zu leben. Umso deutlicher ist der Kontrast, der in Vers 21 angesprochen wird. *Die Wahrheit tun* heißt in diesem Fall *gottgemäß zu handeln*. So sehen es schon einige alttestamentliche Texte (zB Tob 4,6 und 13,6). Die Botschaft lautet also: Wer gottgemäß handelt, drängt zum Licht. So wird sein Tun auf die Gnade Gottes durchsichtig, die diesem vorangeht. Zu Christus kommen demgemäß jene, die sich schon vor Christus für das Gute entschieden haben. Freilich ist das in dieser Welt nur durch Gottes Gnade und nicht allein durch heroisches Handeln möglich. Vor und außerhalb des Christentums gibt es somit Menschen, die in der (sittlichen) Christus-Wahrheit leben.

Jesu Taufstätigkeit und die letzten Worte des Täufers (Joh 3,22-36)

Auf den ersten Teil der Perikope wird hier nicht eingegangen. Wir wenden uns sogleich den Worten des Täufers zu, mit denen er quasi von der Bühne abtritt.

31 Er, der von oben kommt, steht über allen;
wer von der Erde stammt, ist irdisch und redet irdisch.
Er, der aus dem Himmel kommt, steht über allen.
32 Was er gesehen und gehört hat, bezeugt er,
doch niemand nimmt sein Zeugnis an.
33 Wer sein Zeugnis annimmt, hat besiegelt, dass Gott wahrhaftig ist.
34 Denn der, den Gott gesandt hat, spricht die Worte Gottes;
denn ohne Maß gibt er den Geist.
35 Der Vater liebt den Sohn und hat alles in seine Hand gegeben.
36 Wer an den Sohn glaubt, hat das ewige Leben;
wer aber dem Sohn nicht gehorcht,
wird das Leben nicht sehen, sondern Gottes Zorn bleibt auf ihm. (Joh 3,31-36)

Viele Schlüsselwörter dieses Textes prägen schon die Unterredung mit Nikodemus. Nur Jesus stammt von oben (Joh 3,3), daher steht er über allen Menschen. Alle, die von der Erde stammen, sind von ihrem Wesen her begrenzt. Das gilt auch von ihrer Rede, wie das Beispiel des Nikodemus verdeutlicht hat. Jesus ist der einzige, der aus eigener himmlischer Erfahrung von Gott Kunde bringt. Dieses Zeugnis nimmt aber keiner an. Es übersteigt nämlich seinen irdisch begrenzten Horizont. Dem scheint der nächste Vers zu widersprechen (wie in Joh 1,11f). Durch Gottes Gnade nehmen manche dieses Zeugnis doch an. Sie besiegeln damit, dass sich Gott für Jesus verbürgt hat. Weil er von Gott gesandt ist, ist sein Wort zugleich auch Wort Gottes. Er hat den Geist nämlich nicht nach Maß, sondern in Fülle erhalten. Wer Jesus ablehnt, lehnt also Gott ab, denn der Gesandte gilt so viel wie jener, der ihn gesandt hat (siehe Mk 9,37). Im Unterschied zu den Propheten verkündet Jesus zudem nicht ein *einzelnes*

Wort Gottes, sondern er spricht *die* Worte Gottes. Der tiefste Grund dieses Geschehens ist die Liebe des Vaters: „Der Vater liebt den Sohn“ (Joh 3,35; 5,20). Auf diese Weise wird die Rede vom Gesandten überboten. Jesus war immer schon der Sohn, auf den sich die Liebe des Vaters richtet. Das erste Mal im Evangelium werden *der Vater* und *der Sohn* im absoluten Sinne gebraucht – im Sinne der ewigen Gegenwart (*praesens aeternum*). Diese Liebe zeigt sich darin, dass Gott alles in seine Hand gegeben hat. Der Sohn ist nämlich zugleich auch der Erbe (siehe Mk 12,6f). In dieser Tradition stehen auch Mt 28,18; Mt 11,27 und Lk 10,22. Das Ziel der Übergabe der göttlichen Macht an den Sohn ist das ewige Leben der Glaubenden. Es geht also um den Menschen. Der Glaube an den Sohn erschließt das ewige Leben, weil der Sohn Träger dieses Lebens ist. Wer nicht glaubt, wird dieses Leben nicht sehen. Der Zorn Gottes, der auf dem Sünder lastet, bleibt auf ihm.

Am Ende seines Wirkens ruft also der Täufer auf, dem Zeugnis für den Sohn treu zu bleiben, um das Leben nicht zu verlieren. Zu glauben heißt, sich auf Jesus, den geliebten Sohn des Vaters, verlassen zu dürfen. Das menschliche Antlitz Jesus zeigt uns, wer der Vater ist. Die göttliche Allmacht wird zur Macht der Gnade, die ewiges Leben schenkt.

Jesus in Samaria (Joh 4,1-42)

Nach einer Reisenotiz, die Jesus aus Judäa nach Galiläa ziehen lässt, wird ab Vers 5 von der Begegnung mit einer Samariterin am Jakobsbrunnen erzählt. Im Alten Testament ist der Brunnen der Ort der ersten Begegnung mit der künftigen Frau (Rebekka, Rahel, Zippora). Die größte Nähe ist dabei zu Gen 29,9-12 gegeben, denn nur hier begegnet der Held (Jakob) selbst seiner Braut (Rahel). In Anlehnung an das Wort des Täufers – „Wer die Braut hat, ist der Bräutigam“ (Joh 3,29) – wird Jesus hier also als der messianische Bräutigam Samariens dargestellt. Sychar ist das wieder-aufgebaute Sichem, der Hauptort der Samaritaner in der Römerzeit. Von da eröffnet sich ein schöner Blick auf den Berg Garizim, wo sich ihr zentrales Heiligtum befindet. Davon wird später noch die Rede sein. Hier liegt auch ein Grundstück, das Jakob seinem Sohn Josef vermacht hatte (Gen 48,22) und wo Josef bestattet wurde (Jos 24,32). Der Brunnen wird allerdings nicht erwähnt, er wird wohl mit einer örtlichen Überlieferung verbunden sein. Die Nennung von Jakob und Josef könnte zudem eine Anspielung auf die ursprüngliche Einheit des Gottesvolkes in sich bergen. Die Begegnung findet zur sechsten Stunde statt, in der Jesus von Pilatus zur Kreuzigung ausgeliefert worden ist. Der Hinweis auf den Durst Jesu soll bereits auf ihn als den Spender lebendigen Wassers (Verse 10-15) hinweisen. Am Kreuz wird dann aus seiner Seite dieses Wasser fließen.

Die erste Szene (Vers 7-15) erzählt zunächst vom Kommen der Frau. Warum sie zur Mittagszeit zum Brunnen geht, lässt der Text offen – war sie eine Sünderin oder eine Wasserträgerin? Der Text ist an diesen Fragen nicht interessiert. Jesus eröffnet den Dialog mit der Bitte um Wasser. Er scheut sich als Jude nicht, eine fremde Frau anzusprechen und aus einem unreinen Gefäß zu trinken. Das Staunen der Samariterin

über diesen Umstand wird in der Antwort Jesu zum Anlass, das Geheimnis seiner Person anzudeuten, die man nicht auf seine jüdische Herkunft begrenzen kann. Wüsste die Frau darum, hätte *sie ihn* gebeten. Mit der Gabe stellt sich auch die Frage nach dem Geber. Der Weg führt von ihr zu Jesus und von ihm wieder zur Gabe – dem lebendigen Wasser. Obwohl die Frau in ihrer Sichtweise verbleibt und mit Unverständnis reagiert, trifft sie mit der Frage nach dem *Woher* der Gabe (Vers 11) den Nerv. Es geht um die Unvergleichlichkeit Jesu, der den Stammvater Jakob, Mose (Joh 6,32f) und Abraham (Joh 8,53) überragt. Das führt zur ersten Offenbarungsrede Jesu. Der Brunnen hatte zwar seit Jakob stets genügend Wasser bereit. Dieses konnte und kann aber den Lebensdurst der Menschen nicht stillen. Wer jedoch *sein* Wasser trinkt, wird nie mehr dürsten (Joh 4,14). Mehr noch – es wird in ihm selbst hervorbereiten. Er wird wie das Grundstück sein, auf dem Jakob den Brunnen gegraben hat. Das Wasser, das Jesus gibt, wird *in ihm* (Joh 14,17) zu einer nie versiegenden Quelle. Das Wörtchen *in* erinnert an den Geist, der in den Glaubenden wohnt (siehe auch Ez 36,27 oder Röm 8,11). Das lebendige Wasser ist also ein Bild für den Heiligen Geist, der im Glaubenden zur nie versiegenden Lebensquelle wird. Dieses Wasser wird Jesus erst geben (Vers 14), womit auf das Osterereignis verwiesen wird (siehe auch Joh 7,39). Die *Gabe Gottes* ist also der Geist, ihr *Geber* aber ist Jesus. Daher ist die Rede vom Wasser nicht mit einem *Ich-bin-Wort* verbunden wie zB jene vom Brot des Lebens. Die Bitte der Frau am Ende der Szene macht deutlich, dass sich der Mensch ein Wasser dieser Art nicht vorstellen kann. Er bleibt selbst bei der Rede vom ewigen Leben in irdischen Denkmustern verhaftet.

Im zweiten Redegang (Verse 16-19) geht es um die Lebensumstände der Frau. Im Gegensatz zu mancher Auslegung nimmt der Text keine moralische Wertung vor. Die Angabe von fünf Männern könnte nämlich eine Anspielung auf 1 Kön 17,24-41 sein, wonach die Assyrer fünf Stämme in Samarien angesiedelt haben. Jeder hatte seine Gottheit und zudem wurde auch noch JHWH verehrt (allerdings im nicht rechtmäßigen Kult auf dem Berg Garizim). Die Frau, die für Samaria steht, hat ihren wahrhaftigen Ehegatten also noch gar nicht gefunden. Immerhin bestätigt auch Jesus, sie habe keinen Mann. Darin besteht ihr Lebensdurst. In Jesus erfüllt sich diese Sehnsucht. Er ist der messianische Bräutigam Samarias (siehe Joh 3,29). Nun erkennt die Frau in Jesus einen Propheten. Dies ermuntert sie, eine neue Frage zu stellen. Sie ist das Thema des dritten Wortwechsels (Verse 20-26).

Wo ist der wahre Ort der Gottesverehrung: auf dem Berg Garizim oder dem Zion? So fragt die Frau, die Repräsentantin der Bewohner Samariens. Jesus antwortet mit dem Hinweis auf etwas Drittes, das beide Möglichkeiten übersteigt. Im Gegensatz zur Frau spricht er nicht von der Anbetung *Gottes*, sondern von der Anbetung des *Vaters* (Joh 4,21). In Vers 22 wird dann jedoch wieder die Perspektive der Samariterin eingeholt. Es wird jedoch nicht gesagt, dass zB im Lichte von Jes 2,3 der Zion der wahre Ort der Gottesverehrung ist, sondern dass *das Heil* von den Juden kommt. Der Ort wird nicht benannt. Das Heil aber kommt von den Juden, weil Jesus, der Messias, dem jüdischen Volk entstammt. Daher setzt die Frau in Joh 4,25 die Unterredung auch mit einem

Hinweis auf den kommenden Messias fort. Die Samariter beten an, was sie nicht kennen, weil sie nicht in der jüdischen Erwartung des Messias verwurzelt sind. Für ihn legt die Schrift Zeugnis ab, die wir Christen von den Juden haben. Somit kommt das Heil von den Juden. Diesen Einschub relativiert dann das *Aber* in Vers 23. Was für die Samariterin zu Lebzeiten Jesu noch bevorsteht, ist für den Leser nach Ostern bereits Wirklichkeit – die Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit. Im Geist, den der Sohn gibt, gelangen die Jünger in eine nicht gekannte Nähe Gottes und dürfen ihn *Vater* nennen (Joh 1,12). *Die Stunde* ist die Zeit des Lesers, der den Vater im Geist und in der Wahrheit anbeten darf, an welchem Ort auch immer. *Wahrheit* steht für die Art und Weise wie Gott in Jesus in Erscheinung getreten ist (siehe zB Joh 3,16). Die Begründung folgt in Vers 24. Weil *Gott* Geist ist, muss er auch im Geist und in der Wahrheit angebetet werden. *Geist* meint hier, dass Gott das Leben in sich hat und als Geist auch die Quelle wahren Lebens ist. Indem er den Glaubenden den Geist schenkt, schafft er einen Raum, ihm wahrhaft die Ehre geben zu können. Die Frau greift nun in ihrer Antwort die Aussage Jesu über das Heil, das von den Juden kommt, noch einmal auf und spricht vom Kommen des Messias, der alles verkünden wird (Joh 4,25). Als solcher gibt sich ihr Jesus im Anschluss zu erkennen, wie später auch dem Blindgeborenen (Joh 9,37). Es ist das erste Mal (!), dass er sich mit den Worten *Ich bin* es offenbart. Die Frau zieht wortlos weg, ihr missionarischer Einsatz aber wird zum Zeugnis für ihren Glauben. Damit ist die Szene zu Ende.

Die Frau verlässt eilig den Ort. Den Krug lässt sie zurück. Sie braucht ihn nicht mehr. Ihr Lebensdurst wurde durch die Begegnung mit Jesus gestillt. Aus der Wasserträgerin ist eine Jüngerin geworden. Was sie in Vers 25 zu Jesus im Blick auf die Zukunft gesagt hat, nimmt nun in Vers 29 den Leuten gegenüber die Gestalt eines Zeugnisses an. Das *Kommt und seht* hat dabei die Gestalt einer Einladung, die an die Berufung der Jünger erinnert (Joh 1,39.46). Die Landsleute folgen ihr, ohne zu zögern.

Der nächste Abschnitt (Verse 31-38) beinhaltet ein Gespräch Jesu mit seinen Jüngern. Ging es bei der Samariterin um das Wasser, ist nun von einer geheimnisvollen Speise die Rede. Jesus weist darauf hin, dass es seine Speise sei, den Willen dessen zu tun, der ihn gesandt hat (Joh 4,34). Schon das Alte Testament spricht vom Wort Gottes als Nahrung (Dtn 8,3; Jer 15,16; Am 8,11). Mit dem Motiv der Sendung Jesu und der Rede vom Willen Gottes bekommt die Rede über ihn eine Rückbindung an den Vater. Die Vollendung des Werkes Gottes weist bereits auf den Tod Jesu hin. Im nun folgenden Bild von der Ernte wird die Vorstellung vom Weltgericht am jüngsten Tag deutlich relativiert: Die Vollendung ist bereits da. Es ist Erntezeit. Die Erwählten werden von den Schnittern in das ewige Leben eingesammelt. So kommen schon an dieser Stelle die Leute in den Blick, die aus Samaria zu Jesus kommen. Sie sind der Ernteertrag, den Jesus, der Schnitter, ins ewige Leben einfahren wird. Daraus ergibt sich, dass der Vater der Sämann ist. Vater und Sohn freuen sich in gleicher Weise, weil sie eins sind (siehe auch Joh 5,19f).

Der Schluss (Vers 39-42) greift den Erzählfaden von Vers 30 wieder auf. Es geht um die Frage, was es heißt, Hörer aus zweiter Hand zu sein. Mit Kierkegaard könnte man es

so formulieren: „Der vermittelnde Bote ist von entscheidender Bedeutung, denn er führt ja die Anderen zu Jesus; aber eben damit erledigt er sich selbst, und der Hörer – zweiter Hand wird zum Hörer – erster Hand.“ *Die Annahme des Zeugnisses der Frau* wird vom Evangelisten bereits als *Akt des Glaubens an Jesus* gewertet. Die Samariter stehen hier auch für jene, die später geboren wurden und durch andere zum Glauben geführt worden sind, also auch für die heutigen Leser. *Zeugnis* ist ein Schlüsselwort des Evangeliums. Es bedeutet, dass sich jemand persönlich verbürgt, um bei anderen den Glauben zu wecken. Sie laden Jesus ein, zu bleiben. Gemäß den Regeln für Wanderapostel in der Didache, einer frühchristlichen Kirchenordnung, bleibt Jesus zwei Tage, um die Gastfreundschaft nicht über Gebühr zu beanspruchen. Die Begegnung mit Jesus führt schließlich zu einer qualitativen und zahlenmäßigen Erweiterung des Glaubens.

Mit Vers 42 endet die Geschichte. Die Bewohner Sychar bekennen vor der Frau ihren Glauben. Ihre Mission ist erfüllt. Der Glaube, den sie angestoßen hat, ist durch die eigene Erfahrung der Leute gereift. In einer Art Akklamation bekennen sie sich zu Jesus, dem Retter der Welt. Das Heil kommt zwar von den Juden, die Samariter sind jedoch die ersten, die in Jesus den universalen Retter erkennen. Er ist der Heiland im umfassenden Sinne, weil er den Geist Gottes, das lebendige Wasser, gibt. In der Bibel ist der Rettertitel Gott vorbehalten, in Rom mit dem Kaiserkult verbunden.

Die Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten (Joh 4,46-54)

Eine Reisenotiz markiert den Weg Jesu nach Galiläa (Joh 4,43-45). Dort findet in Kana das zweite Wunder – die Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten – statt (Joh 4,46-54). Im Unterschied zur Hochzeit zu Kana ist es auch in der synoptischen Überlieferung verwurzelt (Mt 8,5-13; Lk 7,1-10). Johannes hat die Erzählung also der Zeichenquelle entnommen, während Mt und Lk der Logienquelle gefolgt sind.

Jesus kommt nach Kana. Auf diesem Ort ruht nach dem ersten Wunder der Glanz der Herrlichkeit, die Jesus bei der Hochzeit offenbart hat. Ein *Königlicher* (wohl ein Beamter oder Soldat von Herodes Antipas) bittet um die Heilung seines Sohnes (bei Mt und Lk ist es ein Hauptmann, der um die Heilung seines Dieners bittet; Kana wird nicht erwähnt). Die schroffen Worte Jesu, was die Forderung nach Zeichen und Wundern (Exodus!) betrifft, passen vordergründig nicht ins Geschehen. Sie sind im Blick auf die Galiläer zu lesen (siehe auch Joh 6,30f). In ihrem Glauben waren die Wunder offenbar die Bestätigung der Sendung Jesu. Johannes aber will zu einem Glauben führen, der ohne das Sehen auskommt (siehe Thomas in Joh 20,29). Dennoch darf der Königliche die Bitte wiederholen. Es geht um Leben und Tod, darauf läuft bei Johannes auch sonst alles hinaus. Die Worte Jesu in Vers 50 – „Geh, dein Sohn lebt“ – bilden den Höhepunkt der Erzählung. Sie erinnern an die Worte Elisas an die Witwe von Sarepta (1 Kön 17,23) und werden weitere zwei Mal wiederholt. Der Königliche wird nun zum Vorbild für die Galiläer. Ohne zu sehen, glaubt er und geht. Sein Glaube braucht keine sichtbaren Beweise. Er schenkt dem Wort Jesu bedingungslos sein Vertrauen. Seine Diener werden im Anschluss daran ungewollt zu Zeugen. Sie

bestätigen mit der Angabe des Zeitpunkts der Heilung, dass die Genesung auf Jesu Leben schaffende Kraft zurückzuführen ist. Die Rede von der *Stunde* erinnert an die Hochzeit zu Kana und blickt zugleich voraus auf die Erhöhung. Nun wird ein zweites Mal hervorgehoben, dass der Mann gläubig wurde. Damit soll betont werden, dass sein ursprünglicher Glaube an Erfahrung und damit an Reife gewonnen hat. Sein Glaube erfährt also einen Wandel. Mit ihm kommt nun auch sein Haus zum Glauben und bildet eine kleine Gemeinde. Vers 54 hebt dann abschließend hervor, dies wäre das zweite Wunder gewesen, das Jesus gewirkt hat. Da die Zählung später nicht fortgesetzt wird, ist der Leser eingeladen, an die beiden Wunder zu denken, die Mose zu seiner Beglaubigung vor den Israeliten vollbringen soll (Ex 4,8). Nun soll er die Zählung selbst fortsetzen, bis er mit der Auferweckung des Lazarus zur Zahl Sieben gelangt.

Die Heilung eines Gelähmten an einem Fest in Jerusalem (Joh 5,1-47)

Die Übergänge zwischen den Kapiteln 4, 5, 6 und 7 sind nicht schlüssig, weil Jesus ohne ersichtlichen Grund zwischen Galiläa und Jerusalem pendelt. Viel glatter wird die Erzählfolge, wenn man davon ausgeht, dass die Brotvermehrung und Brotrede in Kafarnaum (Joh 6) unmittelbar auf die Heilung des Sohnes des Königlichen in Joh 4 folgen. Dann zieht Jesus in Kapitel 5 nach Jerusalem, wo er den Gelähmten heilt und muss sich in Kapitel 7 wieder von dort zurückziehen. Die Frage ist nur, warum die Kapitel vertauscht sind. Bereits Tertullian liefert um 200 einen plausiblen Anhaltspunkt. Er deutet die Erzählung von der Heilung am Betesdaeich im Blick auf die Taufe. Das könnte dazu geführt haben, dass man schon sehr früh die Brotrede, die man eucharistisch gedeutet hat, nachreichte, um so von der Taufe zur Eucharistie zu gelangen.

Während die ersten beiden Wunder für sich selbst stehen, sind die nun folgenden mit einer längeren Rede Jesu verbunden. Sie erschließt den Sinn des Ereignisses. Das Wunder in Kapitel 5 beginnt mit einem Hinweis auf ein Fest. Es könnte das jüdische Wochenfest gemeint sein. Der Betesdaeich liegt in der Nähe des Tempels. Zwei Becken waren hier mit fünf Säulenhallen verbunden, die man archäologisch allerdings bisher nicht nachweisen konnte. Ob die Zahl symbolisch gemeint ist (für die Tora), lässt sich nicht erschließen. Unter den vielen Kranken wendet sich Jesus von sich aus einem Mann zu, der schon 38 Jahre lang hier liegt. Vielleicht steht die Zahl für die Jahre, die das Volk Israel zur Strafe für den Unglauben in der Wüste wandeln musste. Immerhin steht auch am Ende dieser Geschichte der Unglaube des Geheilten. Die Frage Jesu, ob er gesund werden will, ermöglicht es ihm zunächst, seine Leidensgeschichte zu erzählen. Dass sich Jesus als Fremder seiner annimmt, klingt angesichts dessen, dass sein ganzes Leben lang im entscheidenden Augenblick niemand da gewesen ist, unglaublich. Doch Jesus heilt nicht, indem er ihn im maßgeblichen Moment zum Wasser trägt. Er spricht ein heilendes Wort, das aus drei Befehlen besteht: „Steh auf, nimm deine Liege und geh“ (Joh 5,8; siehe auch Mk 2,11). Nicht der heilige Ort, sondern das Wort Jesu schenkt also die Heilung. Er befreit ihn so auch

von diesem Ort, an dem er keine Rettung gefunden hat. Damit ist die Wundererzählung zu Ende.

Im zweiten Abschnitt wird das Thema *heiliger Ort* durch die Frage der *heiligen Zeit* ergänzt. Die jüdischen Behörden stellen den Geheilten zur Rede, weil er am Sabbat eine verbotene Tätigkeit vollbringt, indem er seine Liege trägt. Dieser schiebt die Verantwortung auf Jesus. Die Wendung *Wer ist ...* (siehe auch Joh 4,10) lässt erahnen, dass es um mehr geht als um die bloße Identität des Wohltäters. Dem Geheilten bleibt dieses Geheimnis jedoch verschlossen.

Im dritten Abschnitt wird schließlich deutlich, dass die Gesundung des Mannes nicht bedeutet, dass sein Leben auch in einem umfassenden Sinn auf das Heil ausgerichtet ist. Die Aufforderung, nicht mehr zu sündigen, ist ein indirekter Aufruf Jesu zum Glauben und damit zum ewigen Leben. Sich diesem zu versagen, wäre schlimmer als die Krankheit. Der Mann entscheidet sich anders. Er teilt der Behörde den Namen Jesu mit und entzieht sich so selbst der Verfolgung wegen des Sabbatbruchs. So wird deutlich, dass Gesundheit und ewiges Leben, Wunder und Glaube, unterschiedliche Dinge sind. Der Geheilte verschwindet von der Bildfläche.

Der nun folgende Spruch in Joh 5,17-18 richtet sich an „die Juden“. Dem Wort *getan* in Vers 16 wird der Begriff des *Wirkens* in Vers 17 gegenübergestellt. Wie das Wirken des Schöpfers nicht an ein Zeitmaß (wie den Sabbat) gebunden ist, sondern in die Gegenwart ragt, verhält es sich auch mit dem *Wirken* Jesu. Es wirkt also nicht der Vater oder der Sohn, ihr Wirken bildet eine Einheit. Dieser Anspruch der Gottgleichheit ist für „die Juden“ der Grund, Jesus nach dem Leben zu trachten.

Nun folgt ein langer Monolog, in dem Jesus auf den Vorwurf der Gotteslästerung eingeht (Joh 5,19-30). Er beginnt mit einem Bild aus dem Familienleben. Der Sohn erlernt das Handwerk seines Vaters, indem er beobachtet, was der Vater tut und dem gemäß auch selbst handelt. Der Schwerpunkt liegt auf dem *Tun*. Der Sohn hat seine Existenz also *in Hinordnung* zum Vater und steht nicht als zweiter Gott in Konkurrenz zu ihm. Dass er sich dem Vater unterordnet, ist aber nur die *Bedingung* für seine Sohnschaft. So wird er zum Bild des Vaters (siehe auch Kol 1,15). Der *Grund* ist die Liebe des Vaters zum Sohn, der ihm alles zeigt. Das *Tun* nimmt die zeitliche Perspektive des irdischen Jesus in den Blick – sein Werk ist das Werk des Vaters. Die Liebe zwischen Vater und Sohn aber ist die Grundlage für eine Theologie, die auch die Dimension der göttlichen Ewigkeit einschließt. Sie ist das bleibende Band zwischen Vater und Sohn. Von da her ist es nur konsequent, dass der erste Johannesbrief betont, dass Gott die Liebe ist (1 Joh 4,8). Die Rede von den größeren Werken in Vers 20 wird nun entfaltet. Sie bezieht sich auf die Heilung des Gelähmten. Die Aufforderung an ihn *Steh auf* (Vers 8) wird nun in der Rede von der Auferweckung der Toten noch einmal aufgegriffen (im Griechischen dasselbe Wort!). Der Vater lässt den Sohn also auch das größte aller Werke vollbringen – lebendig zu machen, *wen er will* (Vers 21). Die Souveränität, die damit zur Sprache kommt, ist das Kennzeichen der Göttlichkeit. Sie darf jedoch nicht als Willkür, sondern als Ausdruck der Autorität

verstanden werden. Zugleich wird es durch Vers 30 gedeutet, wonach der Sohn nicht seinen Willen sucht, sondern den Willen dessen, der ihn gesandt hat. Die Rede von der Auferstehung bezieht sich dabei nicht auf die Zeit nach dem jüngsten Gericht, sondern die Gegenwart der Glaubenden nach Ostern, also auf das Hier und Heute. Die nun folgende Rede vom Gericht hat darauf aufbauend nicht mehr die Gestalt eines Vergleichs (wie), sondern einer Erläuterung (sondern). Damit soll deutlich werden, dass es nicht um ein synchrones Handeln von Vater und Sohn geht, sondern der Vater *durch* den Sohn handelt, dem er das Gericht übertragen hat. Indem die Rede vom Gericht hinter jener vom Lebendigmachen steht, wird aber deutlich, dass es der einzige Wille Gottes ist, das Leben zu schenken. Das Gericht ist demnach die Folge, sich dieser Gabe zu verweigern; und es ist wie die Vollmacht, Leben zu schenken, Ausdruck göttlicher Hoheit. Leben und Gericht gehören also von der Sache her zusammen. Das Ziel dieses Geschehens wird in Vers 23 angegeben: „Damit alle den Sohn ehren, wie sie den Vater ehren.“ In der Sendung Jesu ist deutlich geworden, dass sich Gott unlöslich an ihn gebunden hat. Wer sich dem Sohn verweigert, verliert den Vater. Gottesverehrung schließt auch die Verehrung des Sohnes mit ein. Die Ehrung des Sohnes steht jedoch andererseits nicht isoliert für sich, sondern bleibt immer auf die Verehrung des Vaters bezogen.

Es folgt in Vers 25 der nächste Amen-Spruch. Wie in Joh 4,23 ist von der *Stunde* die Rede, die schon da ist. Ging es in Joh 4 um den Ort der Gottesbegegnung, steht nun die Zeit im Vordergrund. Die Stunde ist angebrochen, wenn das Wort Jesu in der Kraft des Geistes verkündet wird, also jetzt. Mit den Toten sind die Menschen in ihrer gegenwärtigen Existenz gemeint (das Leben als Sein zum Tod). Auch ihnen gilt die Zusage: Wer die Stimme Gottes hört, wird aus dem geistlichen Tod zum Leben erweckt. Christus ist in ihrem Leben angekommen. Das ist möglich, weil Gott, der das Leben *in sich hat*, dieses seinem Sohn *gegeben hat, um es in sich zu haben* (wieder keine Zweigötterlehre!). Das Wesen des Sohnes besteht darin, im Blick auf den Vater ein Empfangender zu sein. Dennoch unterscheidet sich der Sohn von den Gläubigen. Er hat das Leben wie der Vater in sich, während es den Gläubigen geschenkt worden ist. Sie können es also nicht weitergeben, weil sie nur daran teilhaben. Das kann nur der Sohn. Als Träger des Lebens hat er auch die Vollmacht zum Gericht. Dieses ist, wie bereits entfaltet, die Kehrseite des Lebens. Dazu passt der Titel des Menschensohnes (siehe auch Mk 14,62). Es ist bemerkenswert, dass die Person Jesu immer in Verbindung mit seinem Werk gesehen wird. Von Christus zu sprechen, heißt also, zu bekennen, was er *an mir* getan hat.

Joh 4,28f wird von namhaften Auslegern als Nachtrag des letzten Bearbeiters des Evangeliums angesehen. Er spricht in Anlehnung an Dan 12,2 vom ausstehenden Gericht (einer kommenden Stunde). Sie betrifft alle, die in den Gräbern sind. Darin geht es nicht allein um den Glauben. Ihm ist auch die Verantwortung für das Gute, also die Werke, eingestiftet. Die Rede von Gericht über alle hält die Gläubigen davon ab, nur auf sich bezogen zu leben und die Welt aus dem Blick zu verlieren.

Joh 4,30 greift dann den Faden von Vers 27 wieder auf. Zugleich bildet er mit Vers 19

einen Rahmen. Das Gericht Jesu ist gerecht, weil es dem Willen Gottes entspricht. Was damit gemeint ist, aber wurde in den Versen 22 und 27 bereits verdeutlicht. Getrennt vom Vater kann er nichts vollbringen – in Joh 15,5 gilt das dann für die Jünger im Blick auf Jesus.

Es folgt in Joh 5,31-47 eine weitere Rede Jesu, in der es um seine Legitimität geht. Sie hat den Charakter gerichtlicher Verteidigung und Anklage. Im Hintergrund steht der Vorwurf, Jesus würde über sich selbst Zeugnis ablegen (Joh 8,13). Dieses sei also wertlos. Jesus verweist in seiner Rede jedoch auf einen anderen. Es ist nicht Johannes der Täufer, sondern Gott selbst. Hinter den Werken Jesu steht der Vater. Daher ist er auch der Zeuge. Wenn Jesus die Werke des Vaters vollenden soll, ist dabei bereits an die Passion gedacht (Joh 19,28.30). Gemäß der Zweizeugenregelung legen die Werke und der Vater von Jesus Zeugnis ab. Insofern bezeugen die heiligen Schriften den Sohn als Spender des Lebens. Für Johannes ist das Alte Testament in den Besitz der christlichen Gemeinde übergegangen. Eine eigenständige Heilsgeschichte Israels gibt es für ihn nicht. Wer nicht an den Sohn glaubt, missachtet somit das Grundgebot der Gottesliebe (Dtn 6,4) – er hat die Liebe nicht in sich (Joh 5,42). An Mose zu glauben, heißt, an den Sohn zu glauben. So aber wird Mose zum Ankläger seines Volkes.

Die Brotvermehrung (Joh 6,1-15)

Das Wunder ist in allen vier Evangelien überliefert. Wie Markus hat auch Johannes aus der Zeichenquelle geschöpft. Es liegt also keine direkte Abhängigkeit von Markus vor. Dies gilt auch für die auf das Wunder folgenden Ereignisse: den Seewandel, die Scharen, die Jesus folgen etc. Darüber hinaus gibt es mit dem Brotwunder des Elischa (1 Kön 4,42-44) auch eine alttestamentliche Vorlage.

Die Erzählung lässt Jesus an das andere Ufer, das ist das Ostufer des Sees Gennesaret, gehen. Die Menschen folgen ihm aufgrund der Zeichen, die sie gesehen haben. Das fügt sich gut an die Heilung des Königlichen in Joh 4,46-54 an. Die *Zeichen* rufen zudem den Tadel Jesu in Joh 4,48 in Erinnerung, wonach sich der Glaube der Galiläer nur auf sie stütze. Dass Jesus auf *den* Berg und nicht einen Berg steigt, lässt vermuten, dass hier der Aufstieg des Mose auf den Berg Sinai in Erinnerung gerufen werden soll (zB in Ex 19,3.12; 24,15.18; 34,1). Das Sitzen aber gehört zur Unterweisung und Lehre. Es ist die Zeit *vor* dem Paschafest – wie beim letzten Mahl Jesu mit den Seinen. Aus dem jüdischen Paschafest ist in den johanneischen Gemeinden das Herrenmahl geworden. Aus diesem Blickwinkel soll das Evangelium gelesen werden.

Jesus ergreift ohne erkennbare Notlage die Initiative. Wo sollen sie in dieser einsamen Gegend Brot kaufen? Der Evangelist beeilt sich, in Vers 6 festzuhalten, dass diese Frage nur der Erprobung des Philippus dient. Eigentlich aber ist sie an den Leser gerichtet, der Jesus bereits als Spender des Weins und des lebendigen Wassers kennt. Die Antwort des Philippus gibt zu verstehen, dass die Jünger mit ihrer Kassa die große Menge nicht ernähren können. Andreas meldet sich zur Wort und weist auf einen Jungen mit fünf Gerstenbroten und zwei Fischen hin, um ebenfalls zu zeigen, wie

wenig das angesichts der Menge ist. Andreas wird als Bruder von Simon Petrus vorgestellt. Damit steht der Name des Petrus am Anfang und am Ende der Perikope (Joh 6,8.68).

Nun ergreift Jesus die Initiative. Die Leute sollen sich lagern. Dass nun betont wird, dass es hier viel Gras gab, erinnert an Ps 23,2: „Er lässt mich lagern auf grünen Auen.“ Jesus ist somit der messianische Hirte (siehe Mk 6,34, wo auch das Hirtenmotiv genannt wird). Er nimmt das Brot (des Jungen), spricht die Danksagung und teilt es an die Leute aus. Sie können essen, *so viel sie wollen* (Vers 11). Obwohl es 5000 Männer sind, teilt Jesus selbst das Brot aus (was in der Praxis kaum durchführbar ist). Er ist der Spender der Lebensfülle, von der dann in der Brotrede zu hören sein wird. Was hier als Speisung dargestellt wird, ist so zugleich auch dafür offen, eucharistisch gedeutet zu werden. Daher spielen die Fische bei der Speisung eine untergeordnete Rolle – übrig bleibt nur eine Fülle an Brot (siehe auch das Weinwunder). Die zwölf Körbe lassen an das Zwölfstämmevolk Israel denken. Fünftausend hat Jesus gespeist, aber es ist noch für alle reichlich da. Das Wort *sammeln* (Joh 6,12f) lässt zudem an die endzeitliche Sammlung des Gottesvolkes denken. Umso schmerzlicher ist, dass am Ende der Brotrede nur noch die Zwölf übrig blieben und somit das gläubige Israel repräsentieren.

Das Zeichen lässt die Menschen Jesus als den Propheten bekennen, der in die Welt kommen soll. Zu denken ist an Dtn 18,15.18, wonach Jesus dann der zweite Mose wäre (siehe auch die Nennung des Mose in der Brotrede). *Der kommen soll* lässt zudem in Anlehnung an Gen 49,10 etc. an eine messianische Gestalt denken. Als Jesus erkennt, man wolle ihn zum König machen, zieht er sich zurück. So wird auf der einen Seite das nächste Wunder, der Seewandel, vorbereitet, andererseits aber werden falsche Heilsvorstellungen zurückgewiesen. Dass sich Jesus allein auf den Berg zurückzieht, erinnert dann wieder an Mose (Ex 24,15).

Die Selbstoffenbarung Jesu auf dem Meer (Joh 6,16-25)

Die Abwesenheit Jesu ist gekennzeichnet durch Finsternis, tosendes Wasser und heftigen Wind. Dies kennzeichnet den Menschen, bei dem Jesus, das Licht der Welt (Joh 8,12), noch nicht eingekehrt ist. Als Herr über Tod und Chaos schreitet Jesus über das Meer. Er trägt die Züge JHWHs. Die Furcht der Jünger ist auch eine im Alten Testament belegte Reaktion auf eine Erscheinung dieser Art. Zum ersten Mal erklingt im Evangelium nun das absolute *Ich bin* (es). Damit wird auf den Gottesnamen angespielt (Ex 3,14). In Jesus ist also der heilschaffende Gott des Alten Testaments auf unüberbietbare Weise gegenwärtig. Die Jünger wollen Jesus ins Boot nehmen. Doch ehe sie sich versehen, sind sie wie durch ein Wunder am Ufer. Seine Gegenwart im Wort muss ihnen genügen. Das Volk bestätigt als neutraler Beobachter am nächsten Tag indirekt das Wunder. Zugleich wird Kafarnaum am Westufer des Sees nun zum Ort des weiteren Geschehens. Mit der Rede vom Lebensbrot in der örtlichen Synagoge ist das Ziel des Kapitels erreicht.

Die Rede über das Lebensbrot (Joh 6,26-59)

Jesus beginnt mit einer Kritik. Den Galiläern ging es bei der Brotvermehrung nur um die Sättigung. Ein Zeichen vermochten sie darin nicht zu erkennen. Offensichtlich streben sie wohl nur nach dem Heil im materiellen Sinne. Daran schließt sich eine Ermahnung an. Sie weist (wie auch einige weitere Gedanken in den folgenden Versen) auffallende Parallelen zur Unterredung mit der Samariterin am Jakobsbrunnen auf. Wie Jesus in Joh 4,14 das Wasser des Lebens geben *wird*, so nun auch die Speise. Damit ist der Geist gemeint. Jesus ist der mit dem Heiligen Geist beglaubigte und kann daher auch den Geist als die Speise zum ewigen Leben schenken. Das Volk zeigt sich betroffen und erkundigt sich, was es heißt, *die Werke* Gottes zu vollbringen. Jesus antwortet mit einer Korrektur. Es geht nur um *ein einziges notwendiges Werk* – an den zu glauben, den Gott gesandt hat (Joh 6,29). Später wird deutlich, dass der Mensch dazu nicht aus eigener Kraft imstande ist. Es ist Gottes Werk (Joh 6,44). Die Galiläer fordern ein Zeichen. Sie möchten sehen, um glauben zu können. Die Frage, was sie tun sollen, wird nun an Jesus gerichtet. Was tut er, um sie zum Glauben zu bewegen? Das Volk verweist auf Mose und das Mannawunder. Wenn Jesus der endzeitliche Prophet in der Spur des Mose ist (Joh 6,14), muss er sich auch an Mose messen lassen. Die Leute begnügen sich nicht mit der einmaligen Speisung. Die Endzeit soll geprägt sein von der andauernden Sättigung. Daher fordern sie ein Zeichen, das über die Brotvermehrung hinausgeht. Für sie ist das Heil ein goldenes Zeitalter des Überflusses. Dies widerspricht jedoch dem Bild vom Leben, das der Evangelist im Sinne hat. Die Galiläer bekräftigen ihre Forderung mit einem Schriftzitat aus Ps 78,24, das sich auf das Mannawunder in der Wüste bezieht. Während das Psalmwort jedoch vom Brot *des* Himmels spricht, wird es hier als Brot *vom* Himmel bezeichnet. So kommt es zu einer gewollten Zweideutigkeit. Das Volk schreibt Mose, nicht Gott, das Mannawunder zu. Indirekt aber deutet es damit auf Jesus, das aus dem Himmel kommende Lebensbrot. Darauf weist Jesus in den Versen 32 und 33 hin. Nur was aus dem Himmel kommt, kann ewiges Leben vermitteln. Das wahre Brot muss also von oben kommen, soll es Leben stiften, das über den Tod hinausreicht. Daher war das Manna in der Wüste kein Himmelsbrot, denn die Väter Israels sind gestorben. Der Evangelist bezieht das Psalmenwort vom Brot des Himmels also auf Christus und löst es damit von der alttestamentlichen Heilsgeschichte ab. In der frühjüdischen Auslegung wird das Manna zudem auch als Sinnbild für die göttliche Weisheit gedeutet. Auch diese stammt demgemäß also nicht von Mose, sondern ist an Jesus gebunden. Wie die samaritanische Frau (Joh 4,15) verstehen die Galiläer die doppeldeutige Rede Jesu nicht. Sie bitten ihn um das Brot, damit sie immer satt würden. Das anschließende Wort Jesu korrigiert ihre Vorstellung. *Er* ist das Brot des Lebens; wer zu *ihm* kommt, wird nicht mehr hungern und wer *an ihn* glaubt, wird nicht mehr dürsten (Joh 6,35). Die *Ich-bin* Aussage ist also das Ziel des bisherigen Dialogs. Die Welt kann den Lebenshunger nicht stillen. Nur Jesus, der in Person das Brot des Lebens ist, kann dies vollbringen. Im Blick auf das Bild vom Brot klingt der letzte Teil der Rede Jesu mit dem Motiv des Dürstens ungewöhnlich. Vermutlich steht

Sir 24,19-21 im Hintergrund. Zudem wird damit ein Bogen zu anderen Texten geschlagen, die vom Wasser des Lebens sprechen: Joh 4,13f; 7,37f und 19,34.

Das Johannesevangelium beinhaltet sieben Ich-bin-Worte. Sie beziehen sich auf die Offenbarung des Gottesnamens in Ex 3,14 und die sogenannte Offenbarungsformel, wie sie in der griechischen Bibel vorkommt (siehe zB Dtn 32,39; Jes 41,4; 43,25).

- Ich bin *das Brot des Lebens* (Joh 6,35.48.51)
- Ich bin *das Licht der Welt* (Joh 8,12)
- Ich bin *die Tür* (Joh 10,7.9)
- Ich bin *der gute Hirt* (Joh 10,11.14)
- Ich bin *die Auferstehung und das Leben* (Joh 11,25)
- Ich bin *der Weg, die Wahrheit und das Leben* (Joh 14,6)
- Ich bin *der wahre Weinstock* (Joh 15,1.5)

Joh 6,36-40 bietet eine erste Auslegung des Kernworts. Der Abschnitt ist durch die Stichworte *sehen* und *glauben* gerahmt (jeweils in Vers 36 und 40). Die Galiläer haben gesehen und doch nicht geglaubt. Jesus wusste um ihren Unglauben. Dieser widerlegt also nicht den Anspruch Jesu, wie manche den Christen damals wohl vorgehalten haben. Angesichts dieses Unglaubens betont Jesus, dass er den Heilsratschluss des Vaters vollständig durchsetzen und niemanden gegen seinen Willen abweisen wird. Das Wort vom Abweisen (wörtlich hinausstoßen) wird später für den Blindgeborenen verwendet, der aus der Synagoge geworfen wird. Im Gegensatz dazu hält der Sohn die vom Vater Erwählten also im Heil und stößt sie nicht in ein unheilvolles Draußen. So entspricht sein Tun dem Willen des Vaters (Joh 6,38 – siehe auch Joh 4,34). Worin dieser Wille besteht, wird in den Versen 39 und 40 entfaltet. Jedem, der glaubt, ist das ewige Leben gewiss. In Vers 37 sagt Jesus, dass er niemanden abweist, nun hebt er positiv hervor, dass jeder, der glaubt, das ewige Leben hat. Im Blick ist also der Heilsratschluss Gottes, nicht die Vorherbestimmung zur Verdammnis. Die Rede vom jüngsten Tag dürfte hierbei erst vom letzten Bearbeiter des Evangeliums eingetragen worden sein.

Mit Joh 6,41-46 beginnt die zweite Sequenz. Aus der *Menge* werden in Vers 41 unerwartet *die Juden*. Ihr Murren lässt nämlich an das Verhalten der Israeliten beim Exodus denken. Als Juden führen sie zudem seine Herkunft ins Treffen. Seine Eltern sind bekannt. Dies scheint den Anspruch Jesu, er sei vom Himmel gekommen, zu widerlegen. Wie kann er vom Himmel gekommen sein, wenn jeder weiß, woher er ist? Der Evangelist gibt darauf keine Antwort. Er erkennt damit die jüdische (irdische) Herkunft Jesu an und leugnet sie nicht. Eine Jungfrauengeburt aus der Kraft des Heiligen Geistes (wie bei Matthäus und Lukas) erwähnt er nicht. Für ihn besteht die Herausforderung darin, als Glaubender gerade in diesem von irdischen Eltern stammenden Jesus den vom Himmel herabgestiegenen Menschensohn zu erkennen, ohne genau zu benennen, wie man sich das vorstellen darf. Der Glaube leugnet also nicht die Wirklichkeit, er deutet sie aber anders. Er bleibt nicht beim augenscheinlichen stehen, sondern sieht gerade im Sohn irdischer Eltern den vom Himmel gekommenen Gottessohn. Ein solcher Glaube ist freilich ein großes Wunder. In diesem

Sinne wird die Antwort in den Versen 44 und 45 schon von Augustinus als große Empfehlung der Gnade bezeichnet. Sie ist nach dem Schema A - B - B - A aufgebaut:

- A Niemand kann *zu mir kommen*,
B wenn nicht der *Vater*, der mich gesandt hat, ihn zieht;
B Jeder, der auf den *Vater* hört und seine Lehre annimmt,
A wird *zu mir kommen*.

Das Tun des Vaters und des Menschen gehören also zusammen. Das *Ziehen* durch den Vater muss mit dem *Sich-ziehen-lassen* des Menschen einhergehen. Zu Jesus (also zum Glauben) kommt man nur, wenn einen der Vater zieht. Das *Ziehen* ist im Alten Testament ein Bild für die Liebe (Hos 11,4; Hld 1,4). Es geschieht dadurch, dass der Mensch auf den Vater hört und von ihm lernt. Nun wird ein weiteres Schriftwort zitiert, wonach alle Schüler Gottes sein werden (Jes 54,13; siehe auch Jer 31,34). Die hier angesprochene Zukunft liegt nicht in der Endzeit, sondern verwirklicht sich in jenen, die an Christus glauben. In ihm begegnen sie der endzeitlichen und endgültigen Lehre Gottes. Freilich nicht im Sinne einer Gottesschau, wie der abschließende Vers 46 zu verstehen gibt. Es gibt keine mystische Gotteserfahrung an Jesus vorbei. Nur er ist im Besitz der authentischen Gotteserfahrung, weil er allein von Gott ist. Die Gottesschau ist somit an ihn gebunden. Wer ihn sieht, sieht den Vater (Joh 14,9).

Der dritte und letzte Redeabschnitt umfasst die Verse 47-51. Thema ist das Leben. Weil Jesus das Brot des Lebens ist, haben jene, die glauben, das ewige Leben. Dies wird mit dem Gegensatzpaar *sterben – nicht sterben* verdeutlicht. Die murrenden „Juden“ von Vers 41 bleiben abseits von Christus und somit in das Todesgeschick ihrer Väter eingeschlossen. Das Manna der Wüstenzeit war kein Brot vom Himmel, weil es den Vätern den Tod gebracht hat, und zwar vorzeitig und außerhalb des gelobten Landes. Ganz anders das Brot, das vom Himmel herabkommt. Wer dieses isst, stirbt nicht. Er ist der Gottesferne endgültig enthoben. Vers 51 bildet den Abschluss der Rede. Jesus stellt sich als das Leben spendende Brot vor, das vom Himmel gekommen ist. Statt *glauben* wird nun das Wort *essen* verwendet. Die Verheißung, nicht mehr zu hungern und zu dürsten von Vers 35 wird nun zur Zusage *wird leben in Ewigkeit*. Dieses Leben beginnt, wo Menschen Jesus im Glauben verkosten und ist ohne Ende.

Der eucharistische Einschub (Joh 6,51e-58)

Es spricht einiges dafür, dass die Brotrede in Vers 51 zu Ende war und ein Bearbeiter des Evangeliums den Abschnitt bis Vers 58 eingefügt hat. Die Worte „Das Brot, das ich *geben* werde, *ist mein Fleisch für* das Leben der Welt“ (Joh 6,51e-g) erinnern an die Abendmahlsworte Jesu nach Lukas „Dies *ist mein Leib*, der *für euch gegeben*“ (Lk 22,19). Johannes wählte anstelle des Begriffes *Leib* jedoch die Bezeichnung *Fleisch*. Vermutlich wurde letztere in manchen Gemeinden bevorzugt, weil sie besser zum Ausdruck *Blut* passt (Fleisch und Blut statt Leib und Blut). Der historische Jesus freilich hat vom Leib gesprochen. Mit dem Brot, das Jesus geben wird, ist die Darreichung des eucharistischen Brotes durch den erhöhten Christus gemeint. So wird es in Vers 27

angekündigt. Somit bezieht sich die Wendung *für das Leben der Welt* auf Vers 33. Der Evangelist sieht eine Entsprechung zwischen dem Herabsteigen des Menschensohnes, um der Welt das Leben zu geben und der eucharistischen Speise für das Leben der Welt. Indem Christus als Träger des göttlichen Lebens das Menschsein bis hin zum Tod mit uns geteilt hat, wurde für die Welt der Zugang zum wahren Leben erschlossen. Dies verdichtet sich in der eucharistischen Speise. Die Hörer aber haben nicht wahrgenommen, dass Jesus vom *Brot* gesprochen hat, das *sein Fleisch* ist. So kommt es zum Missverständnis. Die Antwort Jesu darauf in Vers 53 ist in feierliche liturgische Sprache gekleidet. Fleisch (den Leib Christi) essen und Blut trinken sind die beiden Hauptmerkmale der Eucharistie. Diese zu empfangen, heißt, sich zum menschgewordenen Christus zu bekennen. Dafür aber ist der Glaube die grundlegende Voraussetzung. In Vers 54 wird derselbe Inhalt des vorangegangenen Amen-Wortes Jesu positiv formuliert. Wer dieses Fleisch isst, *hat* das ewige Leben. Daraus ergibt sich, dass ihn der Menschensohn am jüngsten Tage auferwecken wird. Bereits im 2. Jh. wurde die Eucharistie im Anschluss daran als *Arznei der Unsterblichkeit* bezeichnet. Die zentralen Worte in diesem Abschnitt sind *essen und trinken* bzw. *Trank und Speise*. Das heißt, dass hier nicht ein einmaliges Geschehen, sondern die regelmäßige Teilnahme am eucharistischen Mahl im Blick ist. Das Wort von der Auferweckung aber macht zudem deutlich, dass das Heil des Menschen ohne seine Leiblichkeit nicht denkbar ist. Der folgende Vers 55 bringt zum Ausdruck, dass Fleisch und Blut eine *wirkliche* oder *echte* Speise sind. Nachdem zuvor zweimal vom Erwerb des ewigen Lebens die Rede war, wird nun betont, dass es sich um reales Essen und nicht um eine rein geistige Aneignung des Glaubens handelt. Das Wörtchen *ist* (wahrhaft eine Speise) ist außerdem eine Anspielung an die *Abendmahlsworte* (das ist mein Leib). Der Ausdruck *wahrhaft* will also die *Wirklichkeit* des eucharistischen Mahls unterstreichen. Nun folgt in Vers 56 der Gedanke der sakramentalen Gemeinschaft: „Wer mein Fleisch isst (...), der bleibt in mir und ich in ihm“ (Joh 6,56) führt den Glaubenden von der sakramentalen Gemeinschaft zur Einheit mit Christus wie sie inniger nicht mehr sein könnte. Das Essen und Trinken der Mahlteilnehmer ist der Vollzug ihrer bleibenden Gemeinschaft mit Christus. Dank dieser Speise bleiben wir in ihm und er in uns. Dieses gegenseitige Bleiben wird nur noch in der Rede vom Weinstock zur Sprache gebracht (Joh 15,5). Es dürfte also ein typisch eucharistisches Motiv der Urkirche gewesen sein. Diese sakramentale Gemeinschaft wird im Vers 57 dargelegt. Demnach entspricht das Verhältnis des Kommunizierenden zu Jesus jenem des Sohnes zum Vater. Wie der Sohn *auf Grund* des Vaters lebt, so wird auch der Kommunizierende *durch* Jesus leben. Vater und Sohn ziehen also die Glaubenden in ihre Lebensfülle hinein, ohne dass diese dabei ihre Eigenständigkeit verlieren (siehe auch die Dreifaltigkeitsikone von Rublew). Der abschließende Vers 58 greift den ursprünglichen Schluss der Brotrede (Joh 6,49-51) noch einmal auf. Neben Jesus, der von oben gekommen ist, tritt nun das eucharistische Brot, das ebenfalls vom Himmel herabgekommen ist. Dieses ist das wahre Manna. Die Fleischwerdung des Menschensohnes ragt somit in die Eucharistie. Wer sie verzehrt, wird in Ewigkeit leben und hat

die Gewissheit, einst aus dem Tod zu erstehen. Damit endet die Brotrede in der Synagoge von Kafarnaum, also im öffentlichen Raum. Nun widmet sich der Evangelist einem neuen Thema – der Reaktion der Jünger und dann der Zwölf auf das Gehörte. Hier wird deutlich, dass die Lehre von der Eucharistie zum Testfall für die Lehre über den fleischgewordenen Sohn Gottes wird.

Die Reaktion auf die Rede im Kreis der Jünger und der Zwölf (Joh 6,60-71)

Der Abschnitt besteht aus zwei Szenen – dem Gespräch Jesu mit den Jüngern (Verse 60-66) und jenem mit den Zwölf (Verse 67-71). Darin wird auch verarbeitet, dass es in den johanneischen Gemeinden zu einer Spaltung gekommen ist. Judenchristliche Gruppierungen konnten offensichtlich das hohe Christusbild des Evangeliums, wie es in der Brotrede zu Tage tritt – nicht teilen. Darüber hinaus sind im Text Bausteine verarbeitet, die man auch in den ersten drei Evangelien findet: das Bekenntnis des Petrus, die Erwählung der Zwölf und die Ansage des Verrates durch Judas.

Wenn Johannes von *Vielen* spricht, hat er Judenchristen im Blick, die aufgrund von Zeichen zum Glauben gelangt sind. Jesus als den vom Himmel herabgestiegenen Menschensohn können sie jedoch nicht annehmen. Sie beginnen zu murren, wie in der Brotrede „die Juden“. Was aber erst, so fragt Jesus, wenn sie ihn *aufsteigen* sehen. Damit ist sein schmachvoller Tod auf Golgota gemeint, in dem der Glaube Tieferes sieht. Es geht also um ein Schauen im Angesicht des Kreuzes. Was werden die Jünger dann erst sagen? Für den Evangelisten ist Ostern also mehr als die Rettung des Gekreuzigten aus dem Tod (als ein Geschehen an ihm). Weil er das Leben in sich hat, ist Ostern sein Hinaufstieg, also Handeln seiner selbst. In diesem Sinne formuliert Vers 63 einen Gedanken, der für das gesamte Evangelium von Bedeutung ist. *Leben* ist nur vom *Geist*, aus der Welt Gottes, zu erwarten, nie aus dem *Fleisch*, der irdischen Wirklichkeit. Wäre Jesus nur ein Mensch (also Fleisch), hätte er keine rettende Kraft. Weil er aber vom Himmel kommt, trägt er den Geist, das Geheimnis des göttlichen Lebens, in sich. Daher sind seine Worte Geist und Leben, Worte Gottes. Für die Glaubenden freilich erschließen sich seine Worte erst nach Ostern. Der Beistand, der Geist, erinnert sie aber andererseits nur an die Worte, die der *irdische* Jesus gesagt hat und lässt sie *wirksam* werden. Wer nicht glaubt, gleicht Judas und handelt treulos wie er (siehe auch 1 Joh 2,18f). Dass Jesus von Anfang an darum wusste, ist eine Mahnung, angesichts dieser Verwerfungen den Glauben nicht zu verlieren. Zu Jesus kommt nur, wen der Vater zieht (Joh 6,44).

Nach dem Weggang der Jünger scheinen nur noch die Zwölf da zu sein. Wie die Samariterin und später der Blindgeborene und Marta legt Petrus stellvertretend für sie ein zweigliedriges Bekenntnis zu Jesus ab. Zunächst nimmt er Bezug auf seine Frage, ob auch sie gehen wollen. Zu seiner Nachfolge gibt es keine Alternative. Nur er *allein* hat Worte ewigen Lebens. Dieses Bekenntnis des Petrus ist auf dem Hintergrund des gesamten Kapitels zu lesen. Sein Glaube gründet in der Erfahrung und mündet in die Erkenntnis: „Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 1,69). Dieser Titel begegnet auf Jesus bezogen nur noch in Mk 1,24. Im Alten Testament wird er für die

Gottesmänner verwendet (Ri 13,7; 16,17). Das *du bist* des Petrus ist zudem eine Antwort auf das *Ich bin* Jesu (Joh 6,20.35). Jesus geht auf das Bekenntnis nicht ein. Stattdessen nimmt er die dunkle Seite der Erwählung in den Blick: die Spannung zwischen Petrus und Judas, dem Bekenner und dem Verräter.

Jesus am Laubhüttenfest in Jerusalem (Joh 7,2-52)

Dieser Abschnitt folgte ursprünglich auf das 5. Kapitel. Der Konflikt mit „den Juden“ spitzt sich immer mehr zu. Die erste Szene (Joh 7,2-13) erzählt von der Weigerung Jesu, nach Jerusalem zu gehen und seinem späteren heimlichen Gang dorthin. Es folgt der Auftritt Jesu in der Mitte des Festes (Joh 7,14-36). Joh 7,33-34 stellt dabei einen ersten Höhepunkt dar. Jesus spricht hier als die personifizierte Weisheit. Die Wörter *suchen* und *finden* erinnern an die Weisheit in Spr 1,28. Die kurze Zeit, da er in der Welt ist, mahnt, sich mit der Entscheidung für ihn nicht zu viel Zeit zu lassen. Es folgt die dritte und wichtigste Szene am letzten Tag des Festes (Joh 7,37-52). Sie beginnt mit einem der schönsten Bildworte vom Wasser des Lebens, das zudem auch in Offb 22,17 überliefert wird. Es war vermutlich in der Eucharistiefeier beheimatet. Zum Laubhüttenfest wurde am Schiloachteich Wasser geschöpft und am Brandopferaltar ausgegossen. Das Schöpfen des Wassers galt auch im Judentum als Bild für den Geist Gottes (siehe Jes 12,3). Wieder erscheint Jesus als die personifizierte Weisheit. Auch sie lädt in Sir 9,5 zum Essen und Trinken. Der Glaubende wird eingeladen, von Jesus, der Quelle der Weisheit, zu trinken. Die Ströme des Wassers stehen für den Geist. Sie brechen aus dem Inneren Jesu hervor. Damit wird auf Joh 19,33 vorausgeblickt. Die Seite des am Kreuz gestorbenen wird geöffnet. Dann strömt aus dem verherrlichten Christus das Leben hervor. Sein Tod ist also die Voraussetzung für das frei werdende Leben. Das Schriftwort, das dafür ins Treffen geführt wird, ist ein Mischzitat aus Ps 78,16.20 und Sach 14,8. Damit wird wie beim Mannawunder an ein Ereignis aus der Zeit der Wüstenwanderung Israels angespielt. Der Bezug zum Laubhüttenfest aber macht deutlich, dass Jesus der endzeitliche Tempel mit dem Leben spendenden Wasser ist. Dieses Wasser ist der Geist (man beachte das Bild von der Quelle der Weisheit). Diesen empfangen die an Jesus Glaubenden erst zu Ostern. Obwohl Jesus *Träger* dieses Geistes ist, wird er erst nach seinem Tod zum *Spender* des Geistes. In der Zeit vor Ostern blieb der Lebensdurst des Menschen letztlich ungestillt. Das Licht strahlt erst mit dem Tod Jesu auf. Um dies zu verdeutlichen, führt der Evangelist den Begriff der *Verherrlichung* ein, der hier das erste Mal genannt wird. Im Tod Jesu offenbart sich das Geheimnis des dreifaltigen Gottes. Gott verherrlicht seinen Sohn und lässt die Glaubenden teilhaben an seinem Geist. Daraufhin bekennen manche Jesus als den Propheten, andere als den Messias. Letzteres wird aber wegen seiner Herkunft in Abrede gestellt. So kommt es schließlich in der Frage um seine Person zur Spaltung – ein Vorgang, der auch zu Zeiten der Abfassung des Evangeliums im Gange war. Die Oberen verfluchen das Volk, anstatt es in der Tora zu unterweisen. Und einer der Ihren, Nikodemus, wird beschuldigt, ein Anhänger Jesu zu sein, wenngleich er nur ein ordentliches Verfahren gegen ihn verlangt hat.

Jesus und die Ehebrecherin (Joh 8,1-11)

Dieser Text ist in den ältesten griechischen Dokumenten nicht überliefert. Auch in den ersten Übersetzungen ist er nicht lückenlos belegt. Zudem taucht er in alten Handschriften an sechs unterschiedlichen Stellen auf, einmal sogar im Anschluss an Lk 21,38. Es ist also davon auszugehen, dass er vermutlich im 2. Jh. in Alexandria entstanden ist und allmählich seinen Weg ins Neue Testament gefunden hat. Im Westen waren Hieronymus und Augustinus dafür maßgeblich.

Die meisten Kopfzerbrechen machte den Auslegern die Frage, was es zu bedeuten habe, dass sich Jesus bückte, um auf die Erde zu schreiben (Joh 8,6.8). Dieses Tun rahmt gleichsam den zentralen Teil mit den Worten: „Wer von euch ohne Sünde ist, werfe als Erster einen Stein auf sie“ (Joh 8,7). Seit Hieronymus und Augustinus wird diese prophetische Symbolhandlung mit Jer 17,13 in Verbindung gebracht, wo es heißt, dass alle, die sich von Gott abwenden, auf die Erde geschrieben werden. Das heißt: Ihr alle seid Sünder und damit dem Gericht verfallen. Ähnlich lautet dann das deutende Wort Jesu in Vers 7. Er ruft in Erinnerung, dass jeder Mensch unter der Herrschaft der Sünde steht (Röm 3,9; siehe auch Röm 2,1; Mt 7,1). Daher gibt es keine Schuld, die so groß wäre, dass *Menschen* darüber verfügen könnten, ob Vergebung und Neubeginn überhaupt noch möglich sind. Die Hörer Jesu haben das offensichtlich verstanden und lassen die Steine fallen. Von ihrer Lernfähigkeit kann auch der heutige Leser lernen. Das letzte Wort hat Jesus. Es ist ein bedingungsloser Freispruch. Wurde die Frau im ersten Teil der Erzählung in die Mitte gebracht, um sie bloßzustellen, steht sie nun in der Mitte, um ihre Würde von Jesus neu zu erlangen. Daraus erwächst die Kraft zum Neubeginn – „Geh und sündige von jetzt an nicht mehr“ (Joh 8,11). Das Wort der Vergebung verharmlost die Schuld nicht. Es will den Menschen im Blick auf die Zukunft verändern und zu einem verantwortlicheren Leben führen.

Streitgespräche in Jerusalem (Joh 8,12-59)

Die Auseinandersetzungen von Joh 7 gehen nach dem Laubhüttenfest in verschärftem Ton weiter. Die Verse 12 (*Ich bin* das Licht der Welt) und 58 (Bevor Abraham wurde, *bin ich*) bilden einen Rahmen um die Streitgespräche. Damit rückt ein Schlüsselwort des Evangeliums wieder ins Zentrum.

Zu Beginn wird ein neues Offenbarungswort eingeführt: „Ich bin das Licht der Welt“ (Joh 8,12). Das Umfeld bietet zwei Deutungen an. Versteht man es auf dem Hintergrund der beeindruckenden Lichtfeiern am Laubhüttenfest (Joh 7), soll damit gesagt werden, dass Jesus das Licht ist, das über Jerusalem hinaus die ganze Welt erleuchtet. In Joh 8,20 wird als Ort dieser Rede nämlich die Schatzkammer des Tempels genannt, wo diese Feier stattgefunden hat. Blickt man auf die nachfolgenden Texte, aber geht es um eine Einsicht, die schon Philo von Alexandrien formuliert hat: Das Licht ist nur durch das Licht selbst zugänglich. Sonst könnten wir es nicht sehen. So verhält es sich auch mit Gott. Gleiches kann also nur durch Gleiches erkannt werden. Genau das stellt Joh 8,13-20 heraus. Jesus kann nicht von außen her beglaubigt oder bezeugt werden. An erster Stelle steht immer sein *Selbstzeugnis*. Der

Lichtspruch weist also auf die Göttlichkeit des Offenbarers hin. Natürlich ist das Licht im Alten Testament auch ein Symbol für die Tora, die Weisheit oder den Gottesknecht. All dies greift in diesem Fall aber zu kurz. Es geht um die Herkunft Jesu und seine Bedeutung für uns. Auf den Offenbarungsspruch folgt eine Heilszusage, die sich aus der Natur der Sache ergibt. Wer dem Licht nachfolgt, wird im Licht leben und das Licht des Lebens haben. In der Auseinandersetzung mit den Pharisäern wird der Wert dieses Zeugnisses Jesu ausgelotet. Der Vorwurf seiner Gegner, ein Selbstzeugnis wäre wertlos, greift in diesem Fall zu kurz, da die Lichtquelle Zeugnis über das Licht gibt – also im Zeugnis des Sohnes über sich selbst das Zeugnis des Vaters mitzuhören ist (siehe Joh 5,36-39). Durch Jesus als den Gesandten spricht also der Vater, zugleich aber sind der Gesandte und der Sendende zwei und damit ist auch der Zweizeugenregel Genüge getan. Der Vater aber ist nur im Sohn zu erkennen. Daher spricht Jesus auch nicht von Gott als Vater *im allgemeinen Sinne*, sondern von *seinem* Vater (Joh 8,19). Diesen kann man ohne den Sohn nicht kennen (Joh 8,19). Die Aussage, dass Jesus nicht richtet, sein Urteil andererseits aber wahr ist (Joh 8,15-16), erinnert an den Umstand, der schon in der Unterredung mit Nikodemus benannt worden ist (Joh 3,17-21). Das Gericht ist die Kehrseite der Zusage des Lebens, das im Glauben an Jesus beginnt. Seine Sendung soll das Leben bringen, nicht das Gericht (Joh 10,10). In der nächsten Szene (Joh 8,21-30) geht es um die Frage: „Wer bist du?“ Dreimal ist davon die Rede, dass jene, die nicht an Jesus glauben, in ihrer Sünde sterben werden (Vers 21.24). In Vers 24 rahmt dieses Wort die Kernforderung „wenn ihr nicht glaubt, dass ich es bin.“ Das Wort *Sünde* meint hier also nicht ethische Verfehlungen, sondern die Ablehnung Jesu. Wer sich ihm als dem Offenbarer des göttlichen Heils verweigert, bleibt im „Totenhaus“ dieser Welt gefangen. Auf die Offenbarung Jesu mit den Worten *Ich bin* folgt in Vers 25 sogleich die verständnislose Frage: „Wer bist du denn (schon)?“ Der Grund für den ungeheuerlichen Anspruch, den Jesus formuliert, ist seine Herkunft von oben, während seine Gesprächspartner im Unten dieser Welt verstrickt sind (siehe auch Joh 3,13). Daher können sie ihn nicht verstehen. In Vers 28 gelangt die Unterredung schließlich an ihr Ziel. Die Rede von der Erhöhung des Menschensohnes (siehe Joh 3,14) wird mit dem absoluten *Ich bin* der alttestamentlichen Erkenntnisformel (zB Jes 43,10f) verbunden. Mit der *Erhöhung* ist die *Kreuzigung* gemeint. Der Glaubende wird im Gekreuzigten nicht nur den schmachvoll am Kreuz Erhöhten, sondern auch den zur Rechten Gottes Erhöhten sehen. An ihm erweist sich, dass es außer in JHWH keinen Retter gibt (Jes 43,11). Gott hat seinen Heilswillen an ihn gebunden. Im Kreuz wird die Sendung Jesu vollends deutlich und damit auch seine Verbundenheit mit dem Vater. Auch jenen, die Jesus töten werden, wird die Möglichkeit der Erkenntnis geschenkt, die zum Heil führt. In der Tat wird am Ende der Szene vermerkt, dass viele zum Glauben an Jesus gekommen sind. An sie richtet sich das nächste Wort Jesu in Joh 8,31-36. Jünger Jesu zu sein, heißt, in seinem Wort zu bleiben (Joh 8,31; siehe auch die Rede vom Bleiben in den eucharistisch geprägten Texten vom Brot und vom Weinstock). Wer *bleibt*, dem winkt die Erkenntnis der Wahrheit, die ihr Leben verändern und ihnen Freiheit schenken wird. Wovon? – Von

der die Welt versklavenden Macht des Todes. Die jüdischen Glaubenden widersprechen. Als Kinder Abrahams sind sie immer nur Gott hörig gewesen. Für sie ist die befreiende Wahrheit schon im Bund Gottes mit Abraham zu finden. Ihr Einwand zielt also auf den Ausschließlichkeitsanspruch Jesu ab. Doch gerade dies ist der Kern des Evangeliums. Nur der Sohn ist imstande, den Menschen von der Sünde zu befreien. Denn wer die Sünde *tut*, zeigt dadurch auch, dass er ihr Sklave *ist*. Als Sklave hat er kein bleibendes Hausrecht. Dieses kommt nur dem Sohn zu. *Der Sohn* schlechthin aber hat ewiges Bleiberecht und kann dieses auch an die Sklaven weitergeben und diese als Freie auf Lebenszeit im Haus des Vaters (Joh 14,2) wohnen lassen. Die Wahrheit, die frei macht, ist also der Sohn, die Wahrheit Gottes in Person.

Nun verschärft sich der Ton. Der Grund liegt wohl darin, dass für den Evangelisten der Glaube „der Juden“ unzulänglich ist. Er gesteht ihnen zwar zu, leiblich Nachkommen Abrahams zu sein, geistig sind sie jedoch weit davon entfernt. Der gesamte Abschnitt (Joh 8,37-47) läuft somit auf einen Gegensatz zu: Bei Gott ist Wahrheit. Weil Jesus der Sohn Gottes ist, redet er Wahrheit. Beim Teufel aber ist die Lüge. Er ist der Menschenmörder. Weil „die Juden“ (hier: die jüdischen Autoritäten) Jesus zu töten trachten, sind sie also Kinder des Teufels. Somit ist dann Vers 38 der Schlüssel zum gesamten Abschnitt: Jeder tut, was er von seinem Vater gesehen bzw. gehört hat, Jesus und „die Juden“. Daraus folgert der Evangelist, dass letztere nicht Kinder Abrahams sein können. An ihren Werken lässt sich ihr wahrer Vater erkennen. Weil sie danach trachten, Jesus zu töten, können sie also nur Kinder des Teufels sein (Joh 8,44). Als Werke des Teufels aber gelten gemäß der Paradieseserzählung die Lüge und der Mord. Eva wurde nämlich von der Schlange getäuscht; ihr Fehlverhalten brachte dann der Menschheit den Tod. Es ist an dieser Stelle ausdrücklich zu betonen, dass dieser Text nicht dazu geeignet ist, das Verhältnis zwischen Judentum und Christentum zu bestimmen. Auch deshalb nicht, weil mit „den Juden“ nicht das Judentum gemeint ist. Seine Wirkungsgeschichte ist dennoch gepflastert mit tragischen Verfehlungen der Christen gegenüber den Juden, ihren älteren Brüdern im Glauben.

Im abschließenden Gesprächsgang ist in Joh 8,48-59 nun noch einmal von Abraham die Rede. Die Schärfe der Auseinandersetzung lässt sich erklären, wenn man in Betracht zieht, welche weitreichenden Folgen der Ausschluss aus der Synagoge am Ende des 1. Jahrhunderts für die johanneische Gemeinde gehabt hat. Daher auch die einseitige Darstellung. Der Verteufelung „der Juden“ durch Jesus folgt nun seine Dämonisierung durch diese. Sie verunglimpfen ihn zudem als Samariter und machen ihn so zum Abtrünnigen. Ihre Haltung verfestigt sich nach dem Heilswort Jesu: „Wenn jemand an meinem Wort festhält, wird er auf ewig den Tod nicht schauen“ (Joh 8,51). Es wirft noch einmal die Frage auf, wer Jesus angesichts dessen, dass er sich über Abraham und die Propheten stellt, ist. Jesus verwahrt sich, in gotteslästerlicher Weise dem Größenwahn zu erliegen. Nicht er selbst macht sich groß, es ist sein Vater, der ihn ehrt. Abraham besaß die Verheißung, den Tag Jesu zu sehen und diese Verheißung erfüllte sich. Dies ließ ihn frohlocken. Die Freude ist bei Johannes ein Zeichen der Gegenwart des Heils (siehe auch Joh 3,29). Abraham, der angesichts der Verheißung

der Geburt seines Sohnes Isaak in einer Vision den Tag des Kommens Christi sah, ist also ein Christuszeuge. Und just auf ihn berufen sich die Gegner Jesu! Ihr Einwand, wie dies angesichts des Alters Jesu möglich sei, wird mit einer Spitzenaussage des Evangeliums, was die Präexistenz Christi betrifft, beantwortet: „Noch ehe Abraham wurde, bin ich“ (Joh 8,58). Der Leser würde hier ein *war* erwarten. Das *bin* spielt jedoch gezielt den Gottesnamen (Ex 3,14) ein. Zudem wird der Unterschied zwischen Abraham und Jesus deutlich. Abraham gehört der Ordnung des Werdens an, Jesus jedoch jener des Seins. Er ist der Ewig-Seiende, der von Gott kommt. Dies führt zur endgültigen Eskalation. Die Gegner Jesu heben Steine auf, um ihn zu töten. Er aber entzieht sich ihnen und verlässt den Tempel. Da Jesus für den Evangelisten die personifizierte Weisheit Gottes ist, kommt das Verlassen des Heiligtums dem Gericht über Israel gleich.

Die Heilung des Blindgeborenen (Joh 9,1-41)

Wenn man bedenkt, dass Joh 6 mit der Brotrede ursprünglich vor dem 5. Kapitel angesiedelt war, wurden die Ereignisse in Jerusalem von zwei Heilungswundern an einem Teich gerahmt. Beide Male heilt Jesus an einem Sabbat. Während das erste Zeichen im Unverstand des Geheilten mündet, führt das zweite den Blindgeborenen zum Glauben und macht ihn so im umfassenden Sinne sehend.

Dass Jesus den blinden Mann im Vorübergehen sieht, könnte eine Anspielung an alttestamentliche Gotteserscheinungen sein, die vom Vorübergang JHWHs erzählen (Ex 33,19-22; 1 Kön 19,11). Die Jünger fragen nach einer Erklärung für sein Elend. Jesus aber lenkt ihren Blick von der Vergangenheit in die Zukunft: „Die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden“ (Joh 9,3). Wer diese Zusage im Licht des Evangeliums liest, sieht darin die Öffnung seiner Augen im Glauben an Christus. Diese Offenbarung der Werke Gottes geschieht in ihrer Verwirklichung durch Jesus und nach Ostern durch seine Jünger (daher das *wir müssen* in Vers 4). Dieses Wirken hat jedoch seine Zeit (den *Tag*). In der *Nacht* – ein Bild für den Tod – kann niemand wirken. In der Tat hört Jesus vor seinem Leiden auf, sich der Welt zu offenbaren (Joh 14,22). Vers 5 wandelt daher das Wort *Ich bin das Licht der Welt* ab: *Licht* (ohne Artikel) *bin ich der Welt*. Für das Leuchten des Lichts gibt es also eine Zeit. Weil die Verkündigung ein Ereignis in der Zeit ist, kann man auch zu spät kommen.

Nun folgt die Heilung. Speichel galt in der Antike als Heilmittel gegen Augenleiden. Zum Bestreichen der Augen kommt jedoch das Wort Jesu. Der Blinde soll sich an einer heiligen Stätte Jerusalems, dem Schiloach, waschen, wie einst Naaman dem Syrer von Elischa aufgetragen wurde, sich siebenmal im Jordan zu waschen (2 Kön 5,10). Das Schöpfen aus dem Schiloach galt vor allem am Laubhüttenfest (Joh 7) als Zeichen für die endzeitliche Rettung. Dazu wurde das Loblied aus Jes 12 gesungen, wo es in Vers 3 heißt: „Ihr werdet Wasser freudig schöpfen aus den Quellen des Heils.“ Indem der Evangelist den Namen des Teiches auf Christus bezieht, macht er ihn zu einem Bild für Christus. Dieser ist die Quelle des heilbringenden Wassers, nicht die Örtlichkeit, die der Blinde aufsucht.

Nun wird dargestellt, wie das Umfeld des Blinden reagiert. Manche, die bisher achtlos an ihm vorübergegangen waren, müssen sich erst vergewissern, ob er es tatsächlich ist. Nachdem er Klarheit geschaffen hat, stellen sie in Joh 9,10 die entscheidende Frage: „Wie sind deine Augen geöffnet worden?“ Das *Wie* zielt auf das Geheimnis der Rettung ab (Joh 3,9), die Frage selbst erinnert an Jes 35,5, wonach in der Heilszeit den Blinden die Augen geöffnet werden. Für den Evangelisten steht fest: Jesus, das Licht der Welt, öffnet dem Menschen im Glauben die Augen des Herzens. Der Blinde erzählt nüchtern, was geschehen ist. Jesus kennt er beim Namen, er ist aber vorerst nur der *Mensch* (Joh 9,11) und noch kein Heilsbringer. Wo er ist, kann er nicht beantworten.

In einem nächsten Schritt wird der Blinde zu den Pharisäern gebracht. Wieder wird er gefragt, wie er sehend geworden ist. Er erzählt erneut von seiner Heilung. Der Umstand, dass Jesus am Sabbat geheilt hat, führt zur Spaltung. Auf diesem Hintergrund bekennt der Blinde nun, dass Jesus ein *Prophet* ist (eine Steigerung gegenüber dem Menschen von Vers 11). Zugleich bildet dieses Bekenntnis einen Gegensatz zum Urteil einiger Pharisäer, Jesus könne nicht von Gott sein, weil er am Sabbat heile. Zweimal (in Vers 14 und 17) wird gesagt, dass dem Blinden die Augen geöffnet worden sind.

Aus den Pharisäern werden nun „die Juden“ im Sinne der Jerusalemer Behörden. Ihr Kennzeichen ist der Unglaube, der dazu führt, dass sie die Identität des Blinden in Frage stellen. Daher werden die Eltern gerufen. Sie bestätigen, dass es ihr Sohn ist und dass er blind geboren wurde. Diesem *Wissen* folgt ein zweifaches *Nichtwissen* in Bezug auf seine Heilung. Wie dies geschehen ist und wer dafür verantwortlich ist, soll der mündige Sohn selbst beantworten. Ihre Zurückhaltung führt der Evangelist auf den Umstand zurück, dass „die Juden“ beschlossen hätten, jeden, der sich zu Christus bekennt, aus der Synagoge auszuschließen. Hier wird ein Ereignis aus der Abfassungszeit des Evangeliums in die Zeit Jesu projiziert. Vermutlich handelte es sich hierbei um Maßnahmen im Umfeld der johanneischen Gemeinde. Sie hatten für die Betroffenen weitreichende Konsequenzen. Eine flächendeckende Distanzierung des Judentums von den Christen, wie sie im Achtzehn-Bitten-Gebet zum Ausdruck kommt, gab es in dieser Zeit aber noch nicht. Die nochmalige Aufforderung der Eltern, doch den Sohn zu fragen, leitet die nächste Szene ein, in der genau das geschieht. In diesem Zuge wird er ein drittes Mal gefragt, wie Jesus seine *Augen geöffnet* hat. Der Geheilte verweist nur mehr darauf, dass er es bereits erzählt hat. Die religiösen Führer aber machen seine Geschichte zu einem Streit um Gott. Sie fordern ihn auf, diesem die Ehre zu geben, was für sie heißt, sich von Jesus als Sünder loszusagen. Sie gehen von einem festen religiösen Wissen aus, wonach Jesus nur ein Sünder sein kann. Beim Blinden ist es umgekehrt. Er führt noch einmal seine Erfahrung der Heilung als unumstößliche Tatsache ins Treffen. Von dieser ausgehend wird die Anschuldigung „der Juden“ zur Ideologie. Seine ironische Frage, ob auch sie zu Jüngern werden wollen, weil sie immer wieder nachfragen, verwandelt sich im Gegenzug zu Spott. Man verweist mit Stolz darauf, Jünger des Mose zu sein, während er als Jünger Jesu

verhöhnt wird – ein Hinweis auf die sich vollziehende Trennung zwischen Kirche und Synagoge. Als wirkliche Jünger des Mose müssten sie aber auch für Jesus offen sein. Darauf baut der Blinde seine Argumentation auf. Erstens weiß er, dass Jesus seine Augen geöffnet hat, zweitens führt er den jüdischen Glaubenssatz ins Treffen, dass Gott nur jene erhört, die seinen Willen tun und drittens ist seine Erfahrung auch im Lichte der Menschheitsgeschichte einzigartig. Hier erklingt das siebente Mal (!) das Stichwort die *Augen öffnen*. Dass dies an einem Blindgeborenen geschah, steigert das Wunder ins Einzigartige. Daraus kann zum Schluss nur folgen, dass Jesus von Gott kommt. Dieses *Woher* aber wollen die Gegner nicht anerkennen. Andererseits aber fügen sich *Lebenserfahrung* und *Glaubenswissen* des Blinden so schlüssig ineinander, dass es für ihn geradezu erstaunlich ist, dass sie das Offensichtliche nicht erkennen. Wäre Jesus nicht von Gott, hätte er in diesem Fall nichts tun können. Nun steht der Blinde als Jünger Jesu den Jüngern des Mose gegenüber. Sie begegnen ihm nicht mehr mit Argumenten, sondern mit einem Angriff auf seine Person. Die Frage der Jünger Jesu zu Beginn wird in ihrem Munde zur Anschuldigung – er ist in Sünde geboren. Damit geben sie indirekt zu, an seiner Identität gar nicht zu zweifeln. Sie werfen ihn hinaus. Zu denken ist hier an den Ausschluss aus der Synagoge mit allen negativen Folgen, unter denen die Mitglieder der johanneischen Gemeinde zu leiden hatten.

In der abschließenden Szene sprechen nun Jesus und der Geheilte das erste Mal *miteinander*. Sie ist geprägt von tiefer Symbolik im Blick auf das Sehen und die wahre Blindheit. Der Geheilte sieht seinen Heiland das erste Mal. Nach seinem Hinauswurf fällt er also nicht ins Leere. Die Frage, ob er an den Menschensohn glaube, lenkt die Aufmerksamkeit auf einen zentralen Christustitel des Evangeliums. Auf dem Hintergrund von Dan 7,13-14 soll damit die Herkunft Jesu von Gott betont werden. Der Blinde muss nun fragen, wer denn dieser sei. Das erlaubt es Jesus, in seiner Antwort Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden. Dem Blinden sind die Augen geöffnet worden. Nun sieht er nicht nur einen Heiler, sondern den Menschensohn. Es ist jener, der mit ihm spricht und sich so offenbart. Der Blinde bekennt seinen Glauben und bringt ihn mit einem *Kniefall* zum Ausdruck. Da dieses Wort bei Johannes sonst nur noch im Zusammenhang mit dem Tempel vorkommt, soll damit auch gesagt werden, dass er in Jesus den eigentlichen Ort der Gegenwart Gottes erkennt. Abschließend deutet Jesus selbst das Geschehen. Sein Kommen bedeutet das *Gericht*. Aber nicht im Sinne der Verurteilung, sondern der *Scheidung*. Die Blinden werden sehend – im umfassenden Sinne – und die Sehenden blind. Dies heißt aber gerade nicht, dass die Pharisäer blind wären. Dann könnten sie nichts für ihren Unglauben. Es ist ihre sture Weigerung, sich von Jesus die Augen öffnen zu lassen, die sie zu Blinden und damit zu Sündern macht. Letzteres haben sie dem Blindgeborenen unterstellt – ganz und gar in Sünde geboren zu sein (Joh 9,34). Die Sünde aber ist, das wird nun deutlich, kein schicksalhafter Zustand, sondern die Weigerung, sich Christus zu öffnen. Wer glaubt, bleibt in Christus, wer nicht glaubt, dem bleibt die Sünde.

Die Hirtenrede (Joh 10,1-18)

Die Hirtenrede setzt den Wortwechsel Jesu mit den Pharisäern im Zuge der Heilung des Blinden fort. Sie sind die Hörer dieser Worte und bilden als selbsternannte Hirten Israels den dunklen Kontrast zum Wort vom guten Hirten. Andererseits aber bietet der Abschnitt etwas Neues, das inhaltlich kaum auf das Vorangegangene Bezug nimmt. So wirkt dann der Nachtrag zur Hirtenrede (Joh 10,19-21) eher wie ein Schlusswort der Heilung des Blindgeborenen als der Hirtenrede. Es ist also davon auszugehen, dass Joh 10,1-18 nachträglich in den Zusammenhang von Joh 9 und 10,19-21 eingefügt worden ist. Da der Blinde aus der Synagoge ausgeschlossen worden ist, wohnt der Hirtenrede dadurch auch das Thema *Kirche* inne. Denn vom *Hirten* kann sinnvoller Weise nur im Blick auf die zu ihm gehörenden *Schafe* gesprochen werden.

Der erste Abschnitt (Joh 10,1-6) ist eine Rätselrede in der Gestalt eines Gleichnisses vom Hirten und seinen Schafen. Diesem sind zwei Definitionen vorgeschaltet. Der Dieb und der Räuber ist jener, der nicht – wie es sich gehört – durch die Tür in den Schafstall kommt. Dies zeichnet den Hirten als rechtmäßigen Besitzer aus. Betont wird also *das Umgehen der Tür*, das aber erst später gedeutet wird. Erst ab Vers 7 wird dem Hörer bewusst, dass damit die Pharisäer gemeint sind, weil sie unter Umgehung Christi Zutritt zu den Schafen erlangen möchten. Der Türhüter freilich öffnet nur dem rechtmäßigen Besitzer. Dieser ist nötig, weil hier wohl von einem Sammelpferch die Rede ist. Der Ruf des Hirten gilt also den *eigenen* Schafen. Nur sie erkennen ihn als solchen. Dass sie *auf seine Stimme hören* heißt aber auch, dass sie ihm gehorchen. Doch auch der Hirt kennt jedes seiner Schafe und ruft es beim Namen (Jes 43,1: „Ich habe dich beim Namen gerufen, du gehörst mir!“). Im Wort *hinausführen* klingt dann der Exodus mit an (siehe Ps 78,51f und Ez 34,13), allerdings nicht in ein Land der Verheißung, sondern in das ewige Leben. Dass er ihnen als Hirte vorangeht, macht Sinn, wenn man bedenkt, dass er sie auf eine neue Weide führt. Zugleich aber ist dies auch ein Bild für die Nachfolge der Erwählten. Das tun sie, weil sie seine Stimme kennen und so mit ihm verbunden sind. Dann blickt das Gleichnis in die Zukunft: Einem fremden Hirten *werden* die Schafe nicht nachlaufen, weil sie seine Stimme nicht kennen. Darin steckt ein Appell an die Glaubenden, anderen Heilspropheten und (Ver)Führern nicht auf den Leim zu gehen. Immerhin lassen auch sie sich Hirten nennen. Liest man das Gleichnis aufmerksam, fällt zudem auf, dass hier nicht von einem Vorgang, der immer wieder geschieht, sondern von etwas Einmaligem die Rede ist. Der Hirte bringt die Schafe nämlich nicht mehr zurück. Mit seinem Eintreten ist also das Kommen des Sohnes vom Himmel her gemeint. Für jene, die zu ihm gehören, gibt keine andere Wahl als auf seine Stimme zu hören, zumal die Schafe hier zunächst nicht als Herde im Blick sind, sondern jedes bei seinem Namen gerufen wird.

Soweit das Gleichnis. Es folgt der zweite Abschnitt (Joh 10,7-18) mit der Deutung der Rätselrede durch Jesus selbst. Wie der erste Teil beginnt er mit der Formel: „Amen, amen, ich sage euch“ (Joh 10,1.7). Nun wird das geheimnisvolle Wort des ersten

Abschnitts gedeutet. Die beiden Bilder von der *Tür* und dem *Hirten* werden in jeweils zwei Worten entfaltet. Zuerst spricht die Tür, dann der Hirt – beide Male unter der Voraussetzung *Das bin ich*.

Den ersten Teil bildet eine Meditation über die Tür (Joh 10,7-10). Sie ist nach dem Schema A-B-A-B-A gebaut (Ich – Dieb – Ich – Dieb – Ich), wobei das Motiv des Diebes den Kontrast zur Ich-bin-Aussage bildet. Das erste Türwort ist noch keine klassische Offenbarungsformel, sondern eine Auflösung des Bildes von der Tür. Es heißt wörtlich nämlich nicht: „Ich bin die Tür“, sondern: „... ich sage euch, dass ich die Tür *der* Schafe bin“ (Joh 10,7). Die *Tür der Schafe* kann heißen *zu den* Schafen. Das wäre aus der Perspektive der Hirten gedacht. Einen Leitungsanspruch gegenüber dem Volk Gottes gibt es somit nur durch Christus! So steht es in der Einheitsübersetzung. Tür *der* Schafe kann aber auch bedeuten, dass sie hier ein- und ausgehen. Nur Jesus ist die Tür ins Leben, daher kann niemand an ihm vorbei dorthin gelangen. Vermutlich wurde diese Zweideutigkeit bewusst anvisiert. Daraus ergibt sich, dass jene, die vor Jesus kamen, Diebe und Räuber waren. *Kommen* steht im Johannesevangelium für das Auftreten in der Öffentlichkeit mit einem Heilsanspruch. Gemeint sind also die vielen Erlösergestalten der Geschichte, keinesfalls Mose und die Propheten. Sie sind zwar vor Jesus aufgetreten, sind aber für den Evangelisten von Gott eingesetzte Zeugen des Sohnes und keine selbsternannten Erlöser. Dass die Schafe nicht auf sie hörten, kann sich nicht auf die Tatsache beziehen, dass die Massen diesen Verführern immer wieder gefolgt sind (und folgen). Die Schafe sind im Gleichnis nämlich nicht die Massen, sondern jene, die auf die Stimme der Hirten hören. Insofern gab es schon vor Jesus Menschen, die man als Schafe Gottes bezeichnen kann (die Kirche seit Abel). Sie haben auf die Verführer *nicht gehört*. Nun aber können sie seiner Stimme *folgen*. Das ist erst mit dem Kommen Jesu möglich geworden. Das zweite Wort von der Tür in Vers 9 – nun heißt es tatsächlich im absoluten Sinne *Ich bin die Tür* – bringt eine neue Sichtweise ein. Es geht um die Frage, wie die Menschen in das Heil gelangen können. Der Weg durch die Tür, die Christus ist, ist der Weg ins Heil. Dafür steht das Bild von der Weide (siehe auch Psalm 23). Vers 9 spricht also von der Himmelstür. Wer *einmal* durch sie eingegangen ist, wird zu den Weideplätzen ein- und ausgehen (aber nicht durch die Himmelstür, durch die er ja im entscheidenden Sinne schon eingegangen ist). Hier ist daran zu denken, dass zum Lebensbereich einer Siedlung auch das fruchtbare Umfeld gezählt hat (siehe auch Num 27,15-17). Anders gesprochen: Die Himmelstür führt nicht in eine Festung, sondern in den *Lebensraum* der Fülle. Den Kontrast dazu bildet wieder der Dieb. Während Jesus die Tür ist, die den Zugang zur satten Weide des Lebens eröffnet, bringt der Dieb den Tod. Er kommt, um abzuschlachten und zu verderben. Die politischen Verführer des 20. Jahrhunderts sind dafür ein sprechendes Zeugnis. Sie haben ihre Länder zu Schlachthöfen verwandelt, in denen Millionen von Menschen zu Tode kamen. Es gehört zum Wesen des Diebes, dass er so handelt, weil er nur am Haben und Verfügen interessiert ist. Christus hingegen ist gekommen, damit die Schafe das Leben in seiner ganzen, ewigen Fülle haben. Das ist das Ziel der Meditation über die Tür.

Nun folgt in den Versen 11-18 die Deutung des Bildes von Hirten. Es wird gleich zu Beginn der Rede auf Jesus bezogen. Er ist der *gute* Hirt. Dieses Gutsein wird im Folgenden entfaltet. Es besteht in der Hingabe des Lebens für die Schafe. Von Vers 17 her ist damit der Tod Jesu am Kreuz gemeint (von einem Sühnetod ist hier allerdings nicht die Rede). Der Tod für die Seinen entspricht dem hellenistischen Ideal, dass ehrenhafte Menschen ihr Leben für das Gemeinwesen einsetzen. Als Kontrast dient hier der *bezahlte Knecht* (zuvor war es der Dieb). Für gewöhnlich flieht er angesichts einer drohenden Gefahr durch Raubtiere, weil ihm die Schafe nicht gehören. Für den Schaden muss er nicht aufkommen, da dies als ein Fall höherer Gewalt einzustufen ist. Anders der Hirt, dem die Schafe gehören – er ist bereit, für sie sein Leben einzusetzen und hat es auch getan. Daher ist Jesus der gute Hirte schlechthin. Wer der Wolf und der Knecht sind, bleibt offen. Da Christus der Hirte ist, könnte der Satan der Wolf sein (man denke daran, dass sich die Jünger nach der Gefangennahme Jesu gemäß Joh 16,32 zerstreut haben und *der Herrscher dieser Welt* gemäß Joh 12,31 sein eigentlicher Feind ist).

In Vers 14 stellt sich Jesus das zweite Mal als der gute Hirte vor. Es folgt eine Auslegung dieses Bildes, das im Alten Testament auch auf Gott bezogen ist (Psalm 23,1; Ez 34,12). Sein wesentliches Merkmal besteht darin, dass er die Seinen kennt. Dabei geht es nicht nur um Einsicht, sondern um personale Begegnung. Das Urbild dafür ist, dass der Vater den Sohn kennt und dieser im Gegenzug auch ihn liebend erkennt. Die Initiative aber geht vom Vater aus. So verhält es sich auch mit den Seinen. Die Liebe Jesu zu den Seinen hat ihren Bezugspunkt also in der Liebe des Vaters zum Sohn. Der Einsatz des Lebens Jesu für die Seinen wurzelt somit in der persönlichen Beziehung zu ihnen. Mit Vers 16 tut sich nun die Frage nach den Schafen auf. Wenn es noch andere Schafe gibt, die erst auf seine Stimme hören werden, wer sind dann die Schafe, von denen bisher die Rede war? Die meisten Ausleger gehen davon aus, dass mit den *anderen* Schafen die *Heidenchristen* gemeint sind, die erst nach Ostern zu den Judenchristen hinzugekommen sind. Der irdische Jesus nimmt also die nachösterliche Kirche in den Blick, in der sich die Vision der einen Herde und des einen Hirten bewahrheitet. Der Grund dieser Einheit ist die Gegenwart des einen Hirten, der für alle da ist und nicht etwa eine einheitliche Kirchenstruktur.

Das Ende der Rede lenkt die Aufmerksamkeit auf das Verhältnis von Vater und Sohn. Daher wird das Stichwort *Leben hingeben* nun ohne den Zusatz *für die Schafe* in Vers 17 noch einmal aufgegriffen. Der Lebenseinsatz Jesu ist von der Liebe Gottes umfassen (das Wort *Vater* rahmt diese Rede). Weil der Sohn sein Leben einsetzt, liebt ihn der Vater. Er liebt ihn aber auch darauf hin, dass er das Leben wieder nehmen wird. Den Auftrag und die Vollmacht dazu hat Jesus vom Vater. Für den Evangelisten Johannes ist klar, dass sich Jesus selbst aus den Banden des Todes befreit hat. Für ihn ist der Sohn so eins mit dem Vater, dass das Werk des Vaters *sein* Werk und das Wort des Vaters *sein* Wort ist. Sein Gehorsam ist zugleich ein Handeln in umfassender Freiheit.

Jesus am Fest der Tempelweihe (Joh 10,22-39)

Jesus tritt zu jeder Jahreszeit an einem Fest auf, bevor er am Paschafest in Jerusalem stirbt. Das Tempelweihfest ist das letzte vor diesem Ereignis. Es wird im Winter begangen und erinnert an die Wiedereinweihung des Tempels nach seiner Schändung durch die Seleukiden im Jahre 167 vor Christus. Die Frage, ob Jesus der Messias ist, gefolgt vom Vorwurf der Gotteslästerung, ist in den ersten drei Evangelien erst in der Passion zu finden, bei Johannes aber schon in diesem Kapitel. Bemerkenswert ist vor allem die Nähe dieser Abschnitte (Joh 10,24f.36) zum Lukasevangelium (Lk 22,67.70). Der Prozess Jesu ist also schon in vollem Gange. Jesus wird von „den Juden“, also der Jerusalemer Behörde, umringt, wie bei einem Prozess. Schon in Joh 8,25 wurde er mit der Frage: „Wer bist du?“ konfrontiert. Nun wird er genötigt, in der Frage des Messias Farbe zu bekennen. Als solcher hat er sich bisher nur der Samariterin (!) zu erkennen gegeben. Dennoch sagt Jesus, er habe es ihnen bereits gesagt (Vers 25) und verweist auf seine Werke. Dann folgt im Blick auf die Hirtenrede der Versuch einer Antwort, warum „die Juden“ nicht glauben. Der Grund liegt im unergründlichen Geheimnis der Erwählung – weil sie nicht zu seinen Schafen gehören (Joh 10,26). Im Gegensatz zu ihnen wird aufgegriffen, was in der Hirtenrede von den Schafen, die zu ihm gehören, gesagt worden ist. Dass sie niemand seiner Hand entreißen wird, verweist wie vieles in diesem Text bereits auf die Zeit nach Ostern. Dies gilt, weil die Hand Jesu zugleich die Hand Gottes ist. Am Ende folgt dann die Spitzenaussage des Abschnitts – „Ich und der Vater sind eins“ (Joh 10,30). Sie weitet den Blick auf das Geheimnis des Verhältnisses zwischen Vater und Sohn. Dieses wird jedoch nicht in einem gelehrten theologischen Traktat abgehandelt; vielmehr wird um des Heils der Menschen willen darüber gesprochen!

Nun steht der Vorwurf der Gotteslästerung im Raum. Darüber handelt der nächste Abschnitt (Joh 10,32-39). Während die Gegner Jesu zwischen seinen Worten und Werken trennen, macht der Evangelist deutlich, dass sie bei Jesus eine innere Einheit bilden, weil sie im Auftrag des Vaters geschehen. In der schriftgelehrten Widerlegung des Vorwurfs der Gotteslästerung durch Jesus kommt auch der zweite Hoheitstitel der Passion – Sohn Gottes – ans Licht; jedoch nicht als Bekenntnis, sondern als Zitat. Der Hinweis auf die Werke in Vers 37 macht deutlich, dass sie dem Wort Jesu Glaubwürdigkeit verleihen. Mehr noch: Jesus tut die ureigensten Werke des Vaters. Die Werke, die der Sohn vollbringt sind daher die Werke des Vaters. Die Werke führen zur Erkenntnis und ermöglichen es, in der Erkenntnis zu bleiben, dass der Vater im Sohn ist und der Sohn im Vater (Joh 10,38).

Im Anschluss daran entzieht sich Jesus seinen Gegnern. Eine Reisenotiz führt ihn an den Ort, wo Johannes getauft hat. Es ist die Stelle, wo er zu Beginn des Evangeliums vom Täufer in der Öffentlichkeit als das Lamm Gottes bezeugt worden ist. So schließt sich der Kreis. Dann folgt das siebente und letzte Zeichen – die Auferweckung des Lazarus. Sie ist mit dem Beschluss des Hohen Rates verbunden, Jesus zu töten.

Die Auferweckung des Lazarus und ihre Folgen (Joh 11,1-54)

Die Namen Maria, Marta und Lazarus findet man auch im Lukasevangelium. Auffallend ist auch die Ähnlichkeit, wie die beiden Schwestern charakterisiert werden. Wie die Verbindungen zwischen den beiden Evangelien zustande gekommen sind, lässt sich aber heute nicht mehr mit letzter Sicherheit klären. Das Wunder selbst wird zunächst mündlich überliefert worden sein. In der Zeichenquelle war es dann auch in schriftlicher Form zugänglich und wurde vom Evangelisten schließlich ein weiteres Mal bearbeitet.

Zu Beginn werden die Protagonisten vorgestellt: Lazarus (übersetzt: dem Gott hilft), Maria und Marta. Obwohl letztere hier die bedeutendere ist, wird sie an zweiter Stelle genannt. Zudem hat man den Eindruck, der Schreiber setze voraus, dass sie bekannt sind. Dies verrät, dass er seiner Quelle treu geblieben ist. In Vers 2 folgt ein Hinweis auf die Person Marias. Obwohl von diesem Ereignis erst im folgenden Kapitel erzählt wird, spricht der Autor jedoch in der Vergangenheit. Der Vers dürfte wohl nachträglich eingetragen worden sein, um ein Gleichgewicht zwischen den beiden Schwestern herzustellen. Sie lassen nach Jesus rufen und führen seine Freundschaft zu Lazarus ins Treffen. Seine Antwort dient dann mehr dem Leser als den Schwestern. Angesichts dieser Krankheit soll der Sohn Gottes durch den Vater verherrlicht werden. Das Wort *Herrlichkeit* wird dabei sowohl in Bezug auf den Vater als auch auf den Sohn verwendet. Diese ist der Gegensatz zum *Tod*. Das ist der Schlüssel zum Text. Es geht um den ewigen Tod und um das ewige Leben. Das Wort Jesu am Grab des Lazarus steht für sein Leben schaffendes Wort an den Menschen überhaupt. Zugleich aber weist das Motiv der Verherrlichung bereits auf das Kreuz und das Aufleuchten der Herrlichkeit Gottes im Tod Jesu hin. Um nicht den Eindruck zu erwecken, Jesus würde angesichts dessen nicht auch die konkrete Not des Menschen sehen, spricht Vers 5 ausdrücklich von der Liebe (Agape) Jesu zu den Dreien.

Nach zwei Tagen kündigt Jesus den Jüngern an, nach Galiläa zu gehen. Das Vorhaben der Gegner, ihn zu steinigen, ruft bei ihnen Widerspruch hervor. Die Antwort Jesu in Joh 10,9f ist an die Texte zum Thema Licht der Welt angelehnt, besonders an Joh 9,4f. Damit ist gemeint: Ehe seine Stunde, die vom Vater bestimmt worden ist, nicht gekommen ist, können ihm die Gegner nichts anhaben. Für die Jünger aber gilt, dass ihnen nichts geschehen kann, solange sie sich an Jesus, ihr Licht, halten. Das nun folgende Wort Jesu über Lazarus hat rätselhafte Züge. Es macht den Vorsprung des Wundertäters gegenüber den Jüngern deutlich. Der Schlaf wird hier zum Bild für den Todesschlaf, was sie aber (noch) nicht verstehen. Erst auf dem Höhepunkt in Vers 14f wird die geheimnisvolle Rede entschlüsselt. Der Tod des Lazarus löst bei Jesus nicht Betroffenheit aus, sondern Freude, dass er nun seine Macht über den Tod zeigen kann, *damit die Jünger glauben*. Schon am Ende des ersten Zeichens war betont worden, dass sie an ihn glaubten (Joh 2,11). Nun geht es im letzten Zeichen darum, dass sie auch glauben sollen, dass er mächtiger ist als der Tod. Die Aufforderung von Thomas, mit Jesus zu gehen, um mit ihm zu sterben, ist vom selben Unverständnis geprägt, wie jenes der Jünger angesichts des Wortes Jesu vom schlafenden Lazarus.

Als Jesus nach Betanien kommt, liegt Lazarus bereits vier Tage im Grab. Sein Tod ist also nach rabbinischer Auffassung eine unumkehrbare Tatsache. Jesus betritt das Trauerhaus im Gegensatz zu „den Juden“ aus dem nahen Jerusalem nicht. Sie sind gekommen, um den Trauernden beizustehen. Wie ihr Trost aussieht, schildert der Evangelist jedoch nicht. Vielleicht hatte er die Gestalt der Worte von Joh 11,24. Nur Marta hört vom Kommen Jesu. Maria sitzt im Haus („Trauersitzen“) und empfängt die kondolierenden Gäste. Der weitere Verlauf lässt aber noch eine weitere Deutung zu: Maria bleibt in der Trauer verhaftet, während Marta von Jesus aus ihr befreit wird. Denn der Dialog mit ihr (Joh 11,21-27) ist einer der Höhepunkte des Evangeliums. Er beginnt mit einem Hinweis Martas auf Jesus, den Heiler. Wäre er hier gewesen, wäre der Bruder nicht gestorben. Doch ihr Glaube bleibt offen für das Große. Dabei verzichtet sie darauf, eine konkrete Bitte zu äußern. Was *Jesus* Gott bittet, wird er ihm geben. Jesus geht mit der Zusage auf Marta zu, dass Lazarus auferstehen werde. Der Leser weiß an dieser Stelle bereits mehr als sie. Marta greift die Zusage Jesu auf und bezieht sie auf die *Auferstehung am letzten Tag*. Sie greift also auf das Glaubenswissen ihrer Zeit zurück. Der *letzte Tag* steht jedoch im Gegensatz zum *hier und heute*, der Gegenwart des Heils in Christus. Genau darum geht es in der nun folgenden Antwort Jesu: „*Ich* bin die Auferstehung und das Leben“ (Joh 11,25). Beides ist Jesus. Wenn Auferstehung und Leben aber nur in ihm gegenwärtig sind, dann ist der jüngste Tag dort, wo Jesus ist. Wer ihn findet und glaubt, hat das Leben gefunden. Es folgt ein Wort der Verheißung, das die Gabe erläutert, die Jesus bringt: Wer an ihn glaubt, ist aus dem Tod bereits in das Leben hinübergegangen. Im Glauben hat er Zugang zum Leben, das ihm in Ewigkeit nicht mehr genommen wird, auch nicht im Sterben. Der Tod als Ende des irdischen Lebens wird auf diesem Hintergrund zu einem belanglosen Ereignis. Die anschließende Frage an Marta, ob sie das glaube, macht das Wort Jesu in Joh 11,25f zu einer Kurzformel des Glaubens. Ihre Antwort hat die Gestalt, die der Evangelist dem ursprünglichen Schlusswort seiner Schrift gegeben hat. Es ist das Bekenntnis zu Jesus, dem Messias und Sohn Gottes wie es bei Matthäus von Petrus zu hören ist. Bei Johannes kommen diese Worte aus dem Mund einer Frau. Ihn ihrem *Du bist* hallt das *Ich bin* Jesu.

Nun ruft Marta ihre Schwester mit dem Hinweis, dass der Meister da ist. Zweimal ist vom Rufen die Rede – Marta ruft ihre Schwester Maria und teilt ihr mit, dass der Meister sie rufen lässt (Joh 11,28). Das entspricht der Erfahrung der Christen am Ende des 1. Jahrhunderts. Christus ruft nicht direkt, sondern durch andere, die seinem Ruf bereits gefolgt sind, wie zum Beispiel die Begebenheit mit der Samariterin zeigt. Das Treffen mit Marta fand am selben Ort statt wie nun jenes mit Maria. Sie fällt Jesus zu Füßen. Das wäre an sich die Geste einer Hilfesuchenden. Zudem begrüßt sie Jesus mit denselben Worten wie ihre Schwester – „Wärest du hier gewesen, wäre mein Bruder nicht gestorben“ (Joh 11,32). Nach diesen Worten verstummt sie jedoch. Es scheint nicht, als würde sie von Jesus noch etwas erwarten wie zuvor Marta. Ihr Weinen legt eher nahe, dass sie in der Klage verweilt wie die Juden, die mit ihr gekommen waren. Dass Jesus sich in seinem Inneren ergrimmt, wie es wörtlich heißt, hat mit seinem

Zorn zu tun, dass ihm Maria und die anderen keine Macht über den Tod zutrauen. Für sie ist er nur ein Krankenheiler, nicht aber jener, der den Tod überwindet und Leben schenkt.

Nun lässt sich Jesus zum Grab bringen, um den Tod dort anzugreifen, wo er seine deutlichsten Spuren hinterlässt. Bevor von seinem Handeln erzählt wird, heißt es kurz und geheimnisvoll: „Da weinte Jesus“ (Joh 11,35). Sprachlich tritt dem lauten Weinen Marias und „der Juden“ hier das leise und stille Weinen Jesu gegenüber. Um dies auszudrücken, wird für sein Weinen sogar ein anderes Wort verwendet. Es bringt sein Mitgefühl mit den Klagenden zum Ausdruck und ist Zeichen der tiefen Freundschaft, die Jesus mit den drei Geschwistern verbindet (siehe Joh 11,5). So deuten es auch „die Juden“. Es wird also gerade an dem Ort, wo sich die göttliche Seite Jesu am stärksten zeigt, auch seine Menschlichkeit am deutlichsten. Das eine schließt also das andere nicht aus. Die zweite Wortmeldung der Umstehenden lädt die Leser jetzt ein, was nun folgt im Lichte der Heilung des Blindgeborenen zu deuten. Wäre er früher da gewesen, hätte er noch etwas tun können, nun ist es offenkundig zu spät. Angesichts dieses Unglaubens der Leute ergrimmt sich Jesus ein zweites Mal. Am Grab befiehlt er, den Stein wegzunehmen. Doch ausgerechnet Marta, die kurz zuvor das große Glaubensbekenntnis abgelegt hat, verweist auf die Unumkehrbarkeit des Todes, dessen wohl deutlichste Folge der Verwesungsgeruch angesichts der Öffnung des Grabes wäre. Ist es Unglaube oder Realismus, der aus ihr spricht? Im Blick auf die Worte Jesu, dass der Glaubende leben wird, auch wenn er stirbt, bräuchte es die Totenerweckung eigentlich nicht. Insofern ist ihr Einwand kein Zeichen mangelnden Glaubens. Es geht um mehr. Darum verheißt Jesus Marta an dieser Stelle: Wenn sie *glaubt*, wird sie *schauen* (und nicht weil sie sieht, wird sie glauben im Sinne des Glaubens, der sich auf Zeichen stützt). Aufgrund ihres Glaubens (nicht des bloßen Wunders) wird ihr die Schau der Herrlichkeit Gottes zuteil. Die Erweckung des Lazarus wird für den *Glaubenden* zum Zeichen für die Macht Jesu, ihnen das wahre Leben zu schenken, das den Tod überdauert. Insofern spielt sich das wahre Wunder auf der Ebene des gläubigen Sehens ab. Wie die Umstehenden den Stein vom Grab erheben, erhebt Jesus nun seine Augen zum Vater (zweimal dasselbe Wort). Sein Gebet beinhaltet keine Bitte um die Erweckung des Toten. Es beginnt mit dem Dank, dass der Vater den Sohn allezeit erhört. Der Leser soll nicht auf den Gedanken kommen, Jesus hätte Gott dieses Wunder erst abringen müssen. Andererseits sucht er aber auch nicht seine eigene Ehre, sondern gibt dem Vater die Ehre (Joh 8,50). Jesus betet nicht, weil er Gott um etwas bitten müsste. Weil er mit Gott eins ist, betet er und darum ist er auch eins mit Gott. Genau dies wird durch das Wunder von Gott her bestätigt. Am Ende der Zeiten, so der Glaube, werden die Toten die Stimme Gottes oder seines Engels hören und aus ihren Gräbern kommen. Dies geschieht in diesem Augenblick. Nun ist die Stunde da, von der es in Joh 5,25 heißt, dass die Toten die Stimme des Sohnes Gottes hören und leben werden. Lazarus wird zum Bild für den Menschen, der von Jesus zum Glauben erweckt wird. Zugleich wird der Unterschied zur Auferstehung Jesu deutlich. Während er aus *eigener* Kraft aufersteht und die

Leinentücher und das Schweißstuch sauber gefaltet an ihrem Platz zurücklässt, muss er bei Lazarus den Auftrag geben, ihm die Binden zu lösen.

Im Angesicht des Geschehenen wird nun von den Folgen dieses Zeichens erzählt. Dabei führt der Weg von „den Juden“ über die Pharisäer hin zu den Hohenpriestern und dem Hohen Rat, der sich versammelt. Die Schilderung dieser Zusammenkunft gehörte ursprünglich zur Passionserzählung, die dem Evangelisten vorlag (Joh 11,47-53). Anlass dafür ist die Furcht, immer mehr Menschen könnten an Jesus glauben. Das könnte die Römer dazu bewegen, den Hohenpriestern den Tempel und die Nation wegzunehmen, das heißt, sie zu entmachten. Sollte Jesus als Messias auftreten, könnte dies die Römer veranlassen, mit Gewalt zu reagieren. Josephus Kajaphas, der es geschafft hatte, das Amt des Hohenpriesters neunzehn Jahre zu bekleiden, ergreift das Wort. Seine Rede ist doppeldeutig. Einerseits versteht auch er nichts, andererseits verkündet er eine Heilswahrheit, die jedoch nur für den Leser zugänglich ist: Dass Jesus *für* das (Gottes)volk (gr. laos) sterben soll. Für sich betrachtet vertritt er einen pragmatischen Ansatz, um im Inneren für Ruhe und Ordnung zu sorgen. Gemäß Joh 11,52 aber sollte dies darüber hinaus zur Sammlung der versprengten Kinder Gottes, also der Bildung einer neuen Heilsgemeinschaft, führen. Unwissentlich die Wahrheit kundzutun gilt in der Antike als Zeichen prophetischer Eingebung. So wird Kajaphas zum Propheten wider Wissen. Er hat *in jenem Jahr* die Rolle zu spielen, die ihm von Gott zugewiesen ist. Dies geschieht freilich unbewusst, sodass der Verfasser in den Versen 51-52 seine Worte deutet. Nicht für das Volk Israel allein soll Jesus sterben, sondern um alle verstreuten Kinder Gottes zusammenzuführen. Eine privilegierte Stellung Israels gibt es für Johannes nicht (mehr).

Jesus zieht sich in die Nähe der Wüste zurück. Der Hinweis, *das Paschafest der Juden* (Joh 11,55) sei nahe, macht deutlich, dass sich das Evangelium mit großen Schritten der Passion nähert. Die Gemeinde des Johannes feiert zwar noch Pascha, jedoch nicht mehr als Fest der Befreiung aus Ägypten, sondern im Gedenken an Jesu Tod und Auferstehung.

Die Salbung in Betanien (Joh 12,1-11)

Der Evangelist konnte auf eine Vorlage zurückgreifen, die auch Markus benutzt hat. In beiden Evangelien ist die Begebenheit im Vorfeld der Passion Jesu angesiedelt. Lukas hingegen hat die Erzählung von der *Sünderin*, die Jesus die Füße wäscht und ihn salbt, in Galiläa belassen. Bei ihm ist sie daher nicht (auch) Teil der Passion. Bei Johannes ist das Geschehen im Haus des Lazarus angesiedelt. Auch darüber hinaus gibt es Bezüge zur Lazaruserweckung. Die in den anderen Evangelien namenlose Frau wird zu Maria. In Joh 11,32 war sie Jesus zu Füßen gefallen, nun salbt sie diese sogar. Marta hatte gemeint, der Leichnam des Lazarus würde bereits riechen, nun verbreitet sich der Duft des Salböls im gesamten Haus. Doch auch der Jünger, der bei Markus gegen die Verschwendung protestiert, bekommt bei Johannes einen Namen – Judas. So werden Judas und Maria zu Gegenspielern. Nach dem christlichen Kalender findet das Mahl am Palmsonntag statt. Jesus, der das Haus des verstorbenen Lazarus in Kapitel 11

noch gemieden hatte, wird nun ebenda ein Mahl bereitet. Ob es der Dank für die Errettung des Freundes aus dem Tod ist, muss offen bleiben. Ein Indiz dafür wäre, dass Lazarus eingangs zweimal beim Namen genannt wird. Nun schlägt die Stunde Marias, die zuvor im Schatten ihrer Schwester Marta gestanden war. Sie nimmt während des Mahls eine Litra (ca. 330 Gramm) kostbaren Salböls, das nahezu ein ganzes Jahresgehalt eines Tagelöhners kostet, um Jesus die Füße zu salben. Das ist ungewöhnlich, da man sonst *vor* dem Mahl *das Haupt* besonderer Gäste zu salben pflegte. Die Narde wird nur in Hld 1,12 genannt; wie in Joh 12,3 wird auch hier ihr betörender Duft an der *königlichen* Tafel erwähnt. Beachtet man den Kontext, dass Jesus anschließend wie ein König in Jerusalem einzieht und mit einer Mischung von umgerechnet 33 Kilo Gewürzen wie ein König bestattet wird, klingt hier an, dass er als gesalbter König nach Jerusalem zieht und als solcher dort auch stirbt. Freilich deutet Maria selbst ihr Handeln anders. Es ist ein Ausdruck der Dankbarkeit, mit der sie Jesus als messianischen König ehren will. Wie zwielichtig dies ist, wird sich beim Einzug in Jerusalem zeigen. Dass Maria das Öl mit den Haaren wieder von den Füßen abwischt, ergibt vordergründig keinen Sinn. Es lässt sich wieder vom Hohenlied her erklären. Das Haar Marias nimmt den Duft Jesu auf. Von nun an ist sein Duft zugleich auch der Duft Marias, eine „Kommunion“ des Wohlgeruchs also. Dieser verteilt sich zugleich im ganzen Haus. Der Duft des Lebens bannt den Geruch des Todes. Das von diesem Duft erfüllte Haus wird so zu einem Sinnbild der Kirche, dem Ort, wo dieses Leben erfahrbar wird. Der nun folgende Einwand des Judas scheint zunächst nachvollziehbar zu sein. Das viele Geld könnte man für die Versorgung der Armen ohne Zweifel gut gebrauchen. Der Verfasser jedoch entlarvt dieses Ansinnen. Judas ist ein Dieb, der sich gleich einem Tagelöhner nicht um die Schafe sorgt und damit das Gegenbild des Guten Hirten (siehe Joh 10,10). Jesus veranlasst der Einwand, *seine* Sicht dieses Geschehens darzulegen. Für Maria war es eine Ehrung des messianischen Königs, für Judas glatte Verschwendung, für Jesus, der weiter sieht, jedoch ein Zeichen, das auf seinen Tod verweist. Maria glaubt, sie hätte Jesus mit der Salbung als Messias die Ehre erwiesen, dabei hatte sie aus der Sicht Jesu an ihm bereits die Einbalsamierung für sein bevorstehendes Begräbnis vollzogen. Und dennoch riecht es angesichts dieser düsteren Perspektive bereits nach Leben. Denn der Tod Jesu ist der Ort, an dem sich das Leben in seiner ganzen Fülle verströmen wird. Die Armen, so sagt Jesus am Ende, wird es immer geben, ihn selbst jedoch nicht. Für die Begegnung mit ihm, dem Träger des Lebens, gibt es einen Augenblick, den man nicht versäumen darf. Die Sicht Jesu ist somit die Sicht von Ostern her. Die davor mehrdeutige Szene eröffnet im Nachher ihren endgültigen Sinn.

Das Zeichen des Lazarus lässt viele zum Glauben kommen, freilich nur oberflächlich, weil sie sehen wollen, um zu glauben und nicht wie Marta glauben und dann sehen. Das Handeln der Hohenpriester aber wird immer paradoxer. Sie wollen nun auch Lazarus, dem Jesus eben erst das Leben geschenkt hat, töten. Mit dem Kommen Jesu nach Jerusalem auf einem Esel folgt nun ein weiteres Zeichen.

Der Einzug Jesu in Jerusalem (Joh 12,12-19)

Wenn es gleich zu Beginn des Textes heißt, Jesus komme nach Jerusalem, klingen schon die beiden späteren Schriftzitate aus dem Psalm 118,25f und Sach 9,9 an, die auf das Kommen des messianischen Königs verweisen. Die Leute gehen wörtlich mit *Palmzweigen von Palmen* vor die Stadt, um Jesus zu empfangen (nur Johannes erwähnt sie in diesem Zusammenhang). Sie wurden in der Antike als Schmuck zur Begrüßung von Königen verwendet und wurden nicht selten auch auf Münzen dargestellt. Dass man hinausgeht, um Jesus einen würdigen Empfang zu bereiten, ist ebenfalls in diesem Zusammenhang zu sehen. Mit Jesus will das Volk seinen messianischen König einholen. Die Akklamation aus dem Psalm 118 bringt dies zum Ausdruck. Der im Namen des Herrn Kommende ist zugleich der König von Israel. Dieser Zusatz steht nicht im Psalm selbst, gibt dem Ruf im Blick auf Jesus aber seinen eindeutigen Sinn. Schon nach der Brotvermehrung wollte die Volksmenge Jesus zum König machen, er aber zog sich zurück. Im Anschluss an das Wunder der Auferweckung des Lazarus tut sie es erneut. Das Heil, das sie von ihm erwartet, hat freilich nur das irdische Wohlergehen im Blick. Umso deutlicher wird dieses Ansinnen von Jesus verworfen.

Wird in den ersten drei Evangelien der Suche nach dem Esel gleich zu Beginn große Aufmerksamkeit geschenkt, erwähnt ihn Johannes erst, *nachdem* die Leute Jesus mit Palmzweigen empfangen und gehuldet haben. Die Pointe ist also folgende: Die Leute sind gekommen, um Jesus zum König zu machen, er aber schwingt sich auf ein Eselchen – ein wahrhaft königliches Reittier! Vor Pilatus wird Jesus zwar sagen, dass er ein König ist, sein Reich jedoch nicht von dieser Welt sei (Joh 18,36f). Sein Tun entspricht zudem der Schrift (siehe Sach 9,9). Der göttliche König kommt auf einem kleinen Esel! Um dies zu betonen, hat der Evangelist das *Juble laut* des Propheten Sacharja zum *Fürchte dich nicht* umgeformt. Diese Worte leiten häufig eine Gotteserscheinung ein. Zudem sagt er nicht, dass er *zu dir* kommt, sondern nur, dass er kommt. So bezieht Johannes das Kommen Jesu auf die Welt und nicht auf das Gottesvolk Israel allein. Die Jünger spielen im Vergleich zu den ersten drei Evangelien eine untergeordnete Rolle. Es wird lediglich festgehalten, dass sie die Ereignisse nicht verstehen konnten. Erst später, nach Ostern, können sie diese deuten. Sie lesen die Schrift und sind in der Lage, diese mit Christus zu verbinden. Dasselbe Motiv taucht auch am Anfang der Schilderung der Zeichen Jesu an (Joh 2,17.22). Es ist der Deuteschlüssel zu den Kapiteln 2-12. Die Zeichen Jesu kann man nur vom nachösterlichen Standpunkt in geistgewirkter Erinnerung verstehen.

Jesu letzter öffentlicher Auftritt in Jerusalem (Joh 12,20-36)

Mit den Griechen, die gekommen sind, um Jesus zu sehen, sind Heiden gemeint. So bestätigt sich ironischer Weise das Wort der Pharisäer in Joh 12,19, die ganze Welt würde Jesus nachlaufen. Sie waren gekommen, um *Gott anzubeten* und wollen nun *Jesus sehen*. Dazu bedarf es der Vermittlung durch die Apostel. Darin ist die Geschichte der Ausbreitung des Evangeliums abgebildet. Zu den Juden hat Jesus

persönlich gepredigt, zu den Heiden aber ist seine Botschaft durch die Vermittlung der Apostel gelangt. Dass gerade Philippus und Andreas genannt werden, hat wohl damit zu tun, dass sie die einzigen Apostel waren, die griechische Namen trugen. Sie sind die Erstberufenen (Joh 1,40.44) und werden bei der Mission der Griechen eine bedeutende Rolle gespielt haben. Jesus beantwortet ihre Bitte nicht direkt. Er macht aber deutlich, dass mit der Ankunft der Heiden seine Stunde gekommen ist. Damit lenkt er den Blick vom Sterben auf die österliche Sammlung des Gottesvolkes als Heilstunde für alle. Es folgt nun in Vers 24-26 eine kleine Spruchreihe, die das Wort von der Verherrlichung entfaltet. Darin wird deutlich, dass Jesu Lebensgesetz auch seine Nachfolger prägen muss. Wer Jesus nachfolgt, wird durch den Tod ins Leben gelangen. Der erste Spruch, der typischer Weise mit dem doppelten Amen beginnt, bringt zum Ausdruck, dass aus dem Sterben neues Leben erwächst. Dies gilt zuerst für Jesus. Das Weizenkorn, das in die Erde fällt, ist Jesus, der von oben gekommen ist. In Bezug darauf ist er in Joh 12,32 dann der über die Erde Erhöhte. Für ihn, das Weizenkorn, ist das Sterben eine Notwendigkeit. Nur wenn das Weizenkorn stirbt, vermehrt es sich. Gemeint ist mit der Vermehrung die Schar seiner Nachfolger, die Kirche. Die Fruchtbarkeit seines Sterbens erweist sich an jenen, die der erhöhte Christus an sich ziehen wird. Im übertragenen Sinne gilt das Wort vom Weizenkorn aber auch für jene, die Jesus nachfolgen. Auf sie bezieht sich Vers 25. Sein Leben *lieben* bedeutet, nur auf seine eigenen Interessen bedacht zu sein und sich selbst an die erste Stelle zu setzen. Wer so (irdisch) handelt, verliert sein Leben im Tod. *Hassen* aber meint, das eigene Leben eines höheren Gutes wegen hintanzusetzen. Wer so lebt, wird sein Leben jedoch nicht gewinnen (er hat es ja schon), sondern bis ins ewige Leben bewahren. Der Mensch, der sein irdisches Leben und seine diesseits-gebundenen Interessen dem Glauben unterordnet, gewinnt also ewiges Leben. Dieses ist von seinem Wesen her von zukünftiger Gestalt, da es erst durch den Tod hindurch erlangt wird, dennoch prägt es bereits das diesseitige Leben.

Für das Wort *Leben* im Zusammenhang mit dem Bewahren steht im Griechischen die Bezeichnung *psyche*. Sie benennt das Ich des Menschen. Dieses wird im Tod nicht zerstört. Das ewige Leben (nur dafür steht das Wort *zoe*) ist das von Gott geschenkte Dasein nach dem Tod. Das Ideal, das Leben für ein höheres Ziel gering zu achten, ist auch in der griechischen Literatur zu finden. Das Leben zu lieben aber gilt als feige, wenn es um das Wohl der Gemeinschaft geht. Johannes hat diese Auffassungen nicht einfach übernommen. Bei ihm geht es um ein Grundgesetz des Menschen: Die Gier nach dem Leben zerstört es, wer aber *Christus nachahmend* das eigene Leben loslässt, gewinnt durch den Tod hindurch das ewige Leben. Daraus folgt in Vers 26 der Ruf zur Nachfolge, der auch aus den anderen Evangelien bekannt ist (Mk 8,34). Für sie steht das Wort *dienen*, das bei Johannes nur hier vorkommt. Die Forderung ist verbunden mit der Verheißung „wo ich bin, dort wird auch mein Diener sein“ (Joh 12,26). Sie bringt in der Kategorie des Raumes zum Ausdruck, was der Begriff *ewiges Leben* im Schema der Zeit sagen will. Es geht also um die Gemeinschaft mit Christus in der himmlischen Welt. Wer auf das Wort Jesu baut, darf ihm durch den Tod in das ewige

Leben folgen. Die Nachfolge Christi hilft also, im Angesicht des Todes zu bestehen. Wer Jesus dient, wird nämlich mit jener Ehre bedacht, die der Vater dem Sohn zukommen lässt und hineingenommen in das Geheimnis der Liebe des Vaters zum Sohn.

Die Verse 27-28 setzen den Gedanken von Vers 23 fort. Im Hintergrund steht die Getsemaniüberlieferung der ersten drei Evangelien. Sie passte nicht in das Denken des Johannes und wird hier neu gefasst. Er möchte zeigen, dass Jesus gerade in der tiefsten Erniedrigung mit dem Vater eins bleibt und nicht im Meer der Ängste ertrinkt. Wieder ist von *der Stunde* die Rede. Sie hat eine helle und eine dunkle Seite. Denn einerseits ist sie die Stunde der Verherrlichung des Menschensohnes, andererseits aber auch die Stunde des Todes und der Bedrängnis. Daher ist ab dem Moment, in dem Jesus am Grab des Lazarus steht, von seiner *Erschütterung* die Rede: Joh 11,33; 12,27; 13,21. Dem Tod ins Auge blickend ist also auch Jesus erschüttert (siehe Ps 6,4). Es folgt eine erwägende Frage. Worum soll Jesus in dieser Situation eigentlich bitten? Bei Markus betet er noch darum, dass dieser Kelch von ihm genommen werden möge (Mk 14,36). Die Bitte um Rettung aus dieser Stunde, wie es bei Johannes heißt, ist jedoch unpassend. Gerade wegen ihr ist er nämlich in die Welt gekommen. Daher schließt sich an diese Erwägung sogleich die Bitte an den Vater, er möge seinen Namen verherrlichen, an. Sie greift den Gedanken von Vers 23 auf, wonach die Stunde gekommen ist, „dass der Menschensohn verherrlicht wird.“ Zugleich erkennt man in ihr eine Anspielung an die erste Vaterunserbitte (*heiligen* und *verherrlichen* bedeuten dasselbe). In der entsprechenden Stelle bei Mk 14,36 hört man die dritte Bitte – dein Wille geschehe. Wenn Gott seinen Namen verherrlicht, wird der Vater Jesu auch der Vater der Glaubenden sein (Joh 20,17). Nun erschallt eine Stimme aus dem Himmel. Da Johannes nicht von der Taufe und Verklärung Jesu erzählt, ist es das erste Mal. Der Vater spricht zu seinem Sohn. Er hat die Bitte schon erfüllt, bevor sie der Sohn überhaupt geäußert hat. Er hat seinen Namen verherrlicht. Man denke hier an die Zeichen Jesu. Beim ersten und letzten ist von der Herrlichkeit die Rede (Joh 2,11; 11,4.40). Gemeint sein könnte aber auch der unmittelbare Zusammenhang – die Ankunft der Griechen, die Jesus sehen wollen (Joh 12,21). Darin hat der Vater seinen Namen schon verherrlicht. Die Erhöhung Jesu am Kreuz aber ist der Höhepunkt, der noch bevorsteht. Das Volk hat freilich nur den Donner gehört. Es ist die Himmelsstimme, die in der apokalyptischen Literatur nicht selten mit dem Gericht verbunden ist. Davon wird gleich die Rede sein. Jesus deutet das Geschehen. Nicht ihm, sondern dem Volk galt die Stimme. Sie sollen den Einbruch des Göttlichen zumindest erahnen können. In Vers 31-32 folgt dann ein Wort über die Stunde. Sie trägt die Züge des Gerichts und des Heils. Auf letzteres läuft das Wort Jesu hinaus. Das Gericht über diese Welt ist bereits im Gange. Es ist aber bis zur Erhöhung Jesu am Kreuz noch nicht abgeschlossen. Mit *Gericht* ist hier die Vernichtung der „Herrscher dieser Welt“, der für die Lüge, Dunkelheit und den Tod verantwortlich ist. Das Kreuz wird für ihn zum Ort der kosmischen Niederlage. Da es für Johannes keine Hölle gibt, wird er hinausgeworfen (in die äußerste Finsternis). Nicht Himmel und Hölle, sondern Himmel und

Welt bestimmen bei ihm das Geschehen. *Hinauswerfen* ist ein typischer Ausdruck für die Austreibung von Dämonen. Davon war bisher im Evangelium nicht die Rede. Der Sieg Jesu am Kreuz ist nun der endgültige Exorzismus an dieser Welt. Bis dahin treibt der Teufel sein Unwesen, das nicht zuletzt im Verrat durch Judas seinen Niederschlag findet (Joh 13,2). Die Kehrseite dieser Entmachtung ist die *Erhöhung* Jesu. Dieses Geschehen geht vom Vater aus (passivum divinum). Er wird den Sohn aus dieser Welt in den Bereich des Himmels versetzen und öffnet so für alle, die an ihn glauben, den Weg ins himmlische Leben. In diesem Denken ist der Tod Jesu sein Übergang in die himmlische Heimat. Der Beobachter sieht nur die leidvolle Kreuzigung und den Tod. Der Glaubende aber schaut darin auch die Erhöhung Jesu zur Rechten des Vaters. Zu diesem österlichen Glauben *zieht* (Joh 6,44) ihn der Erhöhte selbst. Er ermöglicht es ihm, zu glauben. Zugleich aber meint das Ziehen auch die endgültige Gemeinschaft nach dem Tod. Das Heil, das wir gegenwärtig erfahren, birgt also die Verheißung der Vollendung in sich. Mit *alle* sind die Glaubenden und in diesem Sinne von Gott Erwählten gemeint, das heißt im Licht von Joh 12,21: Juden *und* Heiden. In Vers 33 wird am Ende unmissverständlich deutlich gemacht, dass diese Aussagen auf den schmachvollen Tod Jesu am Kreuz zu beziehen sind.

Den Schluss (Joh 12,34-36) bildet ein Gespräch zwischen Jesus und der Menge, das an die spätere Auseinandersetzung der Kirche mit der Synagoge erinnert. Letztere beruft sich darauf, dass der *Messias* in Ewigkeit bleiben wird (Ps 89,37). Diesen setzt sie mit dem *Menschensohn* gleich, der aber nach dem Wort Jesu erhöht werden muss. Wie kann er also der Messias sein? Gerade hier differenziert jedoch der Evangelist. Für ihn bedeuten die beiden Begriffe nicht dasselbe. Die Menschen träumen von einem irdischen Messias, gekommen aber ist der himmlische Menschensohn! Jesu Antwort bezieht sich auf das Wort vom Licht (Joh 8,12). Dieses Licht gibt Orientierung, in der Finsternis verfehlt man den Weg. Da es nur noch kurz da ist, drängt die Zeit, zum Glauben zu kommen und zu *Söhnen des Lichts* zu werden (ein Begriff aus dem Umfeld der Taufe). Wenn es abschließend in Vers 36 heißt, Jesus hätte sich verborgen, wird erneut auf ein Motiv der Weisheit angespielt. Zugleich aber wird ein neuer Abschnitt vorbereitet. Zuerst aber folgt ein Rückblick auf das Wirken Jesu, der wohl vom Bearbeiter des Evangeliums eingefügt worden ist.

Rückblick auf das Wirken Jesu (Joh 12,37-43)

Es liegt in der Natur einer Zusammenfassung, dass darin Bezüge zu anderen Texten sichtbar werden. So betont Joh 12,36f, dass „die Juden“ trotz der vielen Zeichen nicht zum Glauben an Jesus gekommen waren. Im ersten Schlusswort des Evangeliums wird dann gesagt, dass die Zeichen, von denen in diesem Buch berichtet wurde, zum Glauben an den Sohn Gottes führen sollen (Joh 20,30f). Während Joh 12 nach hinten, auf den irdischen Jesus blickt, schaut Joh 20 nach vorne und öffnet den Text in die Welt der Leser, die vom erhöhten Christus hören. Ein zweiter Bezug ist das Schriftzitat. Sowohl das erste (Joh 1,23) als auch das letzte (Joh 12,38.40) der zu Ende gehenden Einheit stammen nämlich von Jesaja. Sie rahmen also den gesamten Buchteil. Das

letzte aber ist zugleich das erste Erfüllungszitat (damit die Schrift erfüllt werde), derer es in der zweiten Buchhälfte dann einige gibt. Es bringt zum Ausdruck, dass der Unglaube Israels letztlich dem Plan Gottes entspricht. Das Zitat stammt aus dem vierten Gottesknechtslied und verleiht der Enttäuschung Ausdruck, dass die Verkündigung des österlichen Glaubens nicht auf das erhoffte breite Echo gestoßen ist. Mit einem weiteren Schriftwort aus Jesaja 6,10 wird nun versucht, dieses Nein Israels theologisch zu verarbeiten. Es findet sich bei Markus im Zentrum der Gleichnisrede (Mk 4,12). Der Grund für die Verstockung Israels ist also bei Gott zu suchen. Das soll den Leser davor bewahren, ein Urteil zu fällen, das ihm nicht zusteht. Wenn dann abschließend von führenden Männern die Rede ist, die sich nicht offen zu ihrem Glauben bekennen, wird der Leser an Nikodemus erinnert, mit dem Jesus zu Beginn des Buches gesprochen hat. Wenn es über Leute wie ihn heißt, dass sie die Ehre (Herrlichkeit) der Menschen mehr liebten als die Ehre (Herrlichkeit) Gottes, fällt der Schreiber über sie ein hartes Urteil.

Jesu letzter Aufruf zum Glauben (Joh 12,44-50)

Da es in Joh 12,36 geheißen hat, Jesus habe sich verborgen, kann dieser Abschnitt wohl nur auf einen weiteren Bearbeiter des Evangeliums zurückgehen. Dargeboten werden grundlegende Gedanken des ersten Buchteils, also nichts Neues, sondern eine Kleinausgabe von Joh 1-12 mit einer Zusammenschau der wichtigsten Aussagen. Ohne Verbitterung über den Unglauben wird dem Leser noch einmal die große Zusage des ewigen Lebens in Erinnerung gerufen. Es liegt an ihm, sie nicht zu überhören und so das Gericht ins eigene Haus zu holen. Damit endet der erste Teil. Mit dem nächsten Kapitel ändert sich die Perspektive. Jesus redet zu den Seinen. Zeitlich gesehen bricht mit Joh 13 der Tag der Erhöhung Jesu an, da gemäß biblischer Zeitrechnung der Tag am Abend beginnt.

Der Abschied Jesu (Joh 13-17)

Die Fußwaschung (Joh 13,1-20)

Wo in den ersten drei Evangelien vom Paschamahl Jesu erzählt wird, in dem Brot und Wein die zentralen Zeichen sind, berichtet Johannes von der Fußwaschung. Auch sie findet im Rahmen eines Mahles statt. Es ist jedoch kein Paschamahl, da dieses erst am Abend *nach* dem Tod Jesu gefeiert wird. Gleich zu Beginn wird das Motiv von der *Stunde* Jesu aufgegriffen. Bei der Hochzeit zu Kana hatte es noch geheißen, dass sie noch nicht gekommen war (Joh 2,4). Nun aber ist sie da, denn es ist die Stunde des Hinübergangs zum Vater. Das aber bedeutet zugleich das Verlassen der *Welt*. Mit den *Seinen* wird ein Begriff aus der Hirtenrede zitiert (Joh 10,3.4.12). In dieser Spur ist die Liebe bis zur *Vollendung* auf den Tod Jesu bezogen, wo er sagt: „Es ist *vollendet*“ (Joh 19,30). Umso schärfer wirkt der Kontrast in Vers 2. Während zuvor von der Liebe Jesu die Rede war, ist schon der Teufel als sein Gegner am Werk. Mit Judas bedient er sich eines Mannes, der zu den *Seinen* gezählt wird und an dem Jesus sogar die Fußwaschung vollzieht. Doch der von Gott Kommende und zu Gott Gehende steht über dem Widersacher. Offensichtlich geht der Verfasser davon aus, dass die Fußwaschung während des Mahls stattgefunden hat. Das ist gegen die Gepflogenheiten und bringt somit das Besondere dieser Geste zum Ausdruck. Sie verweist auf den Tod Jesu. Durch ihn werden die Seinen am Heil teilhaben. So zeigt sich in der Niedrigkeit des Dienens die Hoheit Jesu. Das Gespräch mit Petrus (Joh 13,6-11) prägt diese Szene. Seine Weigerung, sich die Füße waschen zu lassen, ist Ausdruck der Achtung vor Jesus (Petrus spricht ihn mit *Herr* an). Jesus verweist darauf, dass sein Tun erst zu einem späteren Zeitpunkt für ihn verständlich wird. Durch seine Erhöhung am Kreuz wird es seine letzte Eindeutigkeit erlangen (siehe Joh 2,22 und 12,16). Auf die nochmalige heftige Weigerung des Petrus hin macht Jesus deutlich, dass man sich dem, was er gewährt, nicht entziehen darf. Das Leben, das er erlangt, soll auch den Jüngern zuteil werden. Das Waschen der Füße bildet also den Tod Jesu in seiner Bedeutung für die Seinen ab. Da Petrus die tiefgründige Symbolik des Geschehens aber noch nicht erfassen kann, fordert er Jesus nun auf, ihn ganz zu waschen. Das macht noch einmal deutlich, dass seine Weigerung nicht dem Unglauben, sondern dem Unverständnis entsprungen ist. Die nun folgende Antwort Jesu in Vers 10 ist schwer zu deuten, weil der Zusatz *nur noch die Füße* nicht in allen Textzeugen belegt ist. Versteht man das Motiv des Bades vom Kreuz her (aus der Seite Jesu fließen Blut und Wasser – siehe dazu auch Joh 7,38), spricht der Text aus sich. Wer in die Hingabe Jesu am Kreuz hineingenommen ist, gilt als gebadet und braucht keine weitere Reinigung mehr. *Nur noch die Füße* wäre also eine spätere Einfügung. Dass die Jünger rein sind, meint dann, dass sie in der Gemeinschaft mit Jesus stehen.

In Joh 13,12-17 wird das Geschehen nun ein weiteres Mal gedeutet. Bisher stand die Teilhabe an der Erhöhung im Vordergrund. Nun wird der Blick auf das Leben in der Gemeinde gelenkt. Gleich zu Beginn lädt Jesus mit einer Frage zum Nachdenken ein.

Die Jünger nennen ihn Lehrer und Herr. Das bekräftigt Jesus mit den Worten „Ich bin es“ (Joh 13,13), die jedoch keine Anspielung auf die Ich-bin-Worte darstellen (im Griechischen fehlt das Ich). Vielmehr geht es um den Kontrast. Wenn selbst der Herr den Knechten die Füße wäscht, um wieviel mehr müssen auch sie einander dasselbe tun. Das Tun Jesus hat also Vorbildcharakter. Die Nachfolge Jesu wird hier zur Nachahmung. Das *wie ich so auch ihr* in Vers 15 bereitet das Liebesgebot in Joh 13,34 vor. Darin wird Jesu Leben und Sterben zum Maßstab der Liebe unter den Jüngern gemacht. Ein weiteres Wort Jesu, eingeleitet mit einem doppelten Amen, soll dies verdeutlichen. Es macht klar, dass sich die Jüngerschaft Jesu im Tun der Liebe verwirklicht. Dass Wissen allein genügt nicht, es bedarf auch des Handelns.

Mit einem Zitat aus Ps 41,10 wird das Thema des Verrats von Joh 13,10f noch einmal aufgegriffen. Die Jünger sollen angesichts dessen im Glauben nicht irrewerden. Mit dem *Ich bin es* wird in Vers 19 deutlich gemacht, dass dieses Geschehen im Lichte der Erhöhung Jesu zu verstehen ist. Daher haben die Jünger Teil an der Würde dessen, der sie gesandt hat.

Die Ankündigung der Auslieferung Jesu (Joh 13,21-30)

Das Thema des Verrats war bereits während der Fußwaschung gegenwärtig. Nun wird es entfaltet. Am Ende der Szene verlässt Judas das Mahl. Die folgenden Abschnitte sind dann an jene gerichtet, die rein sind und nach den Worten Jesu handeln. Der Evangelist greift auf eine Vorlage zurück, die auch Markus gekannt (Mk 12,18-21) und in seiner Passionserzählung überliefert hat. Eingangs ist das dritte Mal davon die Rede, dass Jesus im Geiste erschüttert war (Joh 13,21; siehe auch Joh 11,33 und 12,27). Nun ist das erste Mal im Evangelium vom Lieblingsjünger die Rede (Joh 13,23). Seine Identität wird bis zum Schluss nicht preisgegeben. Er liegt an der Brust Jesu, wie der Sohn an der Brust des Vaters ruht (Joh 1,18). Das macht ihn zu einem besonderen Vertrauten Jesu, der berufen und befähigt ist, die Offenbarung, wie sie im Evangelium vorliegt, zu überliefern. Dass Petrus ihm durch ein Zeichen zu verstehen gibt, Jesus nach dem Verräter zu fragen, wertet seine Autorität auf und betont zugleich seine besondere Nähe zum Meister. Damit bildet er zugleich einen scharfen Kontrast zum Verräter. Während der eine in die größtmögliche Nähe zu Jesus rückt, fällt der andere von ihm ab. Dem Lieblingsjünger gegenüber entlarvt Jesus den Verräter, indem er ihm einen Bissen Brot reicht. Anders geschieht es bei Markus, wo der Verräter zugleich mit Jesus in die Schüssel eintaucht (Mk 14,20). Johannes ist daran gelegen, selbst in dieser Stunde Jesus als Herrn des Geschehens zu zeigen. Dass weder Petrus noch der Lieblingsjünger etwas unternehmen, macht dies noch einmal deutlich. Nach dem Bissen fährt der Satan in Judas (siehe auch Lk 22,3). Man könnte fast sagen, er wird für den Satan zum Signal, Besitz von ihm zu ergreifen. Jesus drängt ihn, sein Vorhaben rasch zu erledigen. Für die Jünger bleibt sein Weggehen zunächst unerklärlich. Der Evangelist aber beschließt die Szene mit der doppeldeutigen Aussage, dass es Nacht war. Das ist die schwarze Folie, auf deren Hintergrund der kommende Abschnitt von der Verherrlichung des Menschensohnes spricht.

Die Überleitung zu den Abschiedsreden (Joh 13,31-38)

Dass der Menschensohn *jetzt* verherrlicht ist (Joh 13,31), ist so zu deuten, dass der Evangelist in vielen Ereignissen, die mit der Passion Jesu zusammenhängen, das Moment der Verherrlichung sieht, die kein punktuell Geschehen ist, obwohl sie in der Erhöhung am Kreuz ihren Höhepunkt hat. Das Ineinander des Geschehens zwischen dem Menschensohn und dem Vater wird schon in Joh 12,23.28 zur Sprache gebracht. Die Anrede *meine Kinder* in Vers 33 kommt nur an dieser Stelle des Evangeliums vor, ist aber im ersten Johannesbrief siebenmal zu finden. Die Ankündigung des Weggangs ist ähnlich formuliert wie gegenüber „den Juden“ (Joh 7,33f). Daran wird ausdrücklich erinnert. Die harte Tatsache der Trennung kommt in den Worten „Wohin ich gehe, dorthin könnt ihr nicht gelangen“ (Joh 13,33) zum Ausdruck. Im Gegensatz zur Rede vor den Juden wird diese Ansage den Jüngern gegenüber jedoch relativiert (Joh 13,36: *jetzt nicht*; Joh 14,3: *damit ihr dort seid, wo ich bin*).

Nun gibt Jesus den Jüngern mit dem Liebesgebot ein *neues Gebot*. Worin aber besteht das Neue, ist es doch schon im Alten Testament überliefert? Wohl darin, dass es seine Prägung durch die Liebe Jesu zu den Jüngern bekommt. Die Erfahrung der Liebe Jesu befähigt die Jünger, auch selbst zu lieben. Ihre Gemeinschaft ist ein Raum, in dem diese Lebensform verwirklicht werden kann. Das *Wie* in Vers 34 ist nicht nur der Maßstab, sondern zuvor auch schon der Grund dieser Liebe. Sie wird zum wesentlichen Erkennungszeichen der Gemeinde. Gemeint ist damit die Bruderliebe, die freilich nicht von der Nächstenliebe (der Liebe zu jedem, der Beistand braucht) zu trennen ist. Mit der Ankündigung der Verleugnung durch Petrus wird nun wieder ein Element aufgegriffen, das aus den ersten drei Evangelien bekannt ist. Ihm geht eine Frage des Apostels voraus, die von Unverständnis geprägt ist. Jesus beantwortet sie mit der Prophetie seines Martyriums wie in Joh 21,18. Erst *nachdem* Jesus sein Leben hingegeben hat, wird auch er in der Lage sein, es ihm gleichzutun.

Die erste Abschiedsrede Jesu (Joh 14,1-31)

Abschiedsreden sind aus der antiken Literatur bekannt. In ihnen werden letzte Worte großer Persönlichkeiten wiedergegeben, bevor sie sterben oder entrückt werden. In diesem Fall richtet sich die Rede Jesu an die Jünger. Sie besteht aus zwei Teilen: In Vers 1-17 ist vom Fortgang Jesu die Rede, ab Vers 18 von seinem erneuten Kommen. Im ersten Teil dominiert das Motiv des Glaubens, später dann jenes der Liebe.

Angesichts der vorangegangenen Ansage der Verleugnung durch Petrus mahnt Jesus die Jünger zur Standhaftigkeit. Sie sollen sich auf den Glauben an Gott stützen und darin die Kraft bekommen, angesichts der bevorstehenden Ereignisse den Glauben an ihn zu bewahren. Für Johannes ist der Glaube an Gott immer auch ein Glaube an Jesus, weil Gott der Vater Jesu ist. Sein Aufbrechen zu ihm hat den Sinn, auch seine Jünger dorthin zu führen und ihnen einen Platz beim Vater zu bereiten. Nur wer sich an ihm festhält, kann das Ziel – die Gemeinschaft mit dem Vater – erreichen. Das Bild von den *Wohnungen im Haus des Vaters* in Vers 2 knüpft an Joh 8,35 an. Es geht um Bleibestätten für die Jünger, um wieder mit ihnen vereint zu sein. Der Weggang Jesu

lässt die Jünger also nicht allein. Sie werden bei Gott beheimatet sein, da sich ihnen der Erhöhte auf neue Weise erschließen wird. Diese Gemeinschaft beginnt mit Ostern und vollendet sich nach dem Tod (anders als in 1 Thess 4,16f). Vom Ziel, dem Haus des Vaters, wird der Blick ab Joh 14,4 dann auf den Weg gerichtet. Die Frage des Thomas, die vom selben Unverständnis geprägt ist wie die Einwände von Petrus in Kapitel 13, führt zu einem Offenbarungswort Jesu, das an das Wort von der Tür in der Hirtenrede erinnert (Joh 10,7.9). Die Frage nach dem Weg führt zur Erklärung Jesu, selbst dieser Weg zu sein. Dazu kommen zwei Zusätze, die das Motiv des Weges erschließen – die Wahrheit und das Leben (Joh 14,6). Es ist das einzige der sieben Ich-bin-Worte mit drei Titeln. Darin wird ausgedrückt, dass Jesus die zum Leben führende Wahrheit offenbart und den, der glaubt zum Ziel seines Daseins, dem Vater, führt. So wird er zum *Weg*. „Niemand kommt zum Vater außer durch mich“ (Joh 14,6) bringt dann das Wesen des johanneischen Denkens auf den Punkt. Gott ist dem Menschen in Jesus entgegengekommen. Durch ihn können sie nun zum Vater gelangen (was bisher noch nicht möglich gewesen ist). Dies führt in weiterer Folge zur Erkenntnis. Dabei geht es nicht nur um Einsicht, sondern vorrangig um *Gemeinschaft*. Diese Verheißung ist in Jesus schon gegenwärtig. Daher kennen die Jünger den Vater und haben ihn bereits gesehen, weil sie an Jesus, den Sohn Gottes, glauben. Der Einwand des Philippus, Jesus möge ihnen den Vater zeigen, gibt Jesus die Möglichkeit, das Gesagte noch einmal mit dem Kerngedanken „Wer mich gesehen hat, hat den Vater gesehen“ (Joh 14,9) zu vertiefen. Der Glaubende kann erkennen, dass Jesus im Vater ist und der Vater in ihm. Das hätte Philippus schon aufgrund der Worte und Werke des irdischen Jesus erkennen können. Für Johannes gibt es keine (visionäre) Gotteserfahrung, die darüber hinausgeht. Im Sohn wird der Vater erfahrbar und sichtbar. Wie der Sohn im Vater ist und der Vater in ihm (Joh 14,10), sind die Worte und Werke des Sohnes jene des Vaters. Eindringlich mahnt Jesus in Vers 11 angesichts seines Abschieds wenigstens aufgrund der Werke zu glauben, wenn ihnen die Worte nicht genügen.

Dann folgt mit einem doppelten Amen eingeleitet in Vers 12 die Zusage, die Jünger würden mit dem Heimgang Jesu zum Vater noch größere Werke vollbringen. Das ist wohl auch eine Aussage über die Mission. Sie bringt aber auch zum Ausdruck, dass erst mit der Erhöhung Jesu seine Lebenskraft in vollem Umfang fruchtbar wird. Eigentlich sind es auch gar nicht die Jünger, sondern Jesus selbst und damit letztlich der Vater, der am Werk ist. Was sie unter Anrufung des Namens Jesu erbitten (man denke hier vor allem an die Verkündigung des Glaubens, nicht an die alltäglichen Belange), wird auch durch ihn geschehen. Da sie von ihm gesandt sind, wirkt er nämlich in ihnen. Er trägt ihr Bemühen mit und ermöglicht ihnen, *größere Werke* zu tun. In Joh 14,13f hat der Evangelist somit ein Wort aufgegriffen, das auch Markus überliefert (Mk 11,23f) und in seinem Sinne neu gedeutet.

Vers 15 spricht von der Liebe. Christus zu lieben, heißt, seine Gebote zu halten. Das bedeutet zunächst nicht, moralische Vorschriften zu befolgen, sondern in Liebe und Treue mit Christus verbunden zu bleiben. Den Jüngern, die so leben, wird in Vers 16

für die Zeit nach Ostern ein neuer Beistand verheißen. Das heißt, dass in der vorösterlichen Zeit Jesus selbst ihr Beistand ist. Da er zum Vater geht, sichert er einen Beistand zu, der für immer bleibt. Gemäß der Sorge Jesu (des guten Hirten) für die Seinen bedeutet auch seine Gegenwart Schutz und Hilfe. Er wird in Vers 17 als *Geist der Wahrheit* bezeichnet. Er führt die Jünger in die Wahrheit (Joh 16,13), lehrt und erinnert sie (Joh 14,26), legt Zeugnis für Jesus ab (Joh 15,26) und überführt die Welt (Joh 16,8-11). Die Jünger dürfen darauf bauen, dass sie der Sohn in ihren Aufgaben vom Himmel her unterstützt und der Geist von innen her stärkt, um gegenüber der Welt bestehen zu können. Es ist ein Merkmal ihrer Erwählung, dass sie mit diesem Geist begabt sind. Das unterscheidet sie von der *Welt*, die ihn nicht fassen kann. Bei den Jüngern hingegen bleibt er – bei ihnen und in ihnen (Joh 14,17).

Joh 14,18 knüpft nun wieder an den Anfang der Rede an (Vers 2). Wenn es dort heißt, Jesus werde gehen, wird nun betont, dass die Jünger dennoch nicht als Waisen zurückbleiben. Mit der Ankündigung „Ich komme zu euch“ wird dann die Zusage von Vers 3 aufgegriffen und entfaltet. Hatte die Ansage Jesu, nur noch *kurze Zeit* bei den Jüngern zu sein, in Joh 13,33 etwas Bedrückendes, eröffnet dasselbe Stichwort in Joh 14,19 eine neue Perspektive. Nur für die Welt ist er nicht mehr wahrnehmbar. Sie kann ihn mit den irdischen Augen nicht sehen. Die Jünger aber können es, weil sie anders, nämlich glaubend, *sehen*. Wenn sie ihn nach der Auferstehung wiedersehen und ihm als dem Lebenden begegnen, werden sie das gleiche Leben wie er besitzen und dadurch auch sehen können (siehe Joh 20,20). Ohne Zweifel bezieht sich das Sehen hier also auf die Begegnung mit dem Auferstandenen, die von ihm selbst ermöglicht wird. Am Ostertag, an dem das Heil gegenwärtig wird, beginnt das wahre Erkennen. Im Blick auf die Verse 7-9 werden die Jünger zur vollen Glaubenserkenntnis geführt, dass Jesus im Vater ist (Joh 14,20). Mit denselben Worten wird dann die Gemeinschaft der Jünger mit Jesus beschrieben. Durch ihn aber sind sie auch in die Lebensgemeinschaft mit dem Vater hineingenommen. Diese Gemeinschaft erschließt sich in der Liebe. Im Bezug auf Vers 15 ist der Christus liebende jener, der seine Gebote hält (Joh 14,21). Von dieser Liebe wird nun gesprochen. Der Jünger, der Jesus liebt, wird seinerseits vom Vater geliebt. Er ist ja gemäß Joh 14,2f das Ziel. Der Sohn aber, der im Vater ist, wird ihn ebenso lieben und sich ihm offenbaren. Da die Offenbarung *vor* dem Glauben kommt, ist hier an eine immer tiefer gehende Gemeinschaft gedacht. Jesus wird sich dem Jünger, der ihn liebt, mehr und mehr in beglückender Liebe erschließen. Der andere Judas gibt mit seiner Frage, warum sich Jesus nur den Jüngern auf diese Art offenbaren will, das Stichwort, um den Gedanken der Liebe weiter zu vertiefen und zu überbieten. Wer Jesus liebt, wird nämlich nicht nur vom Vater geliebt werden, der Vater und der Sohn werden auch „zu ihm kommen und bei ihm Wohnung nehmen“ (Joh 14,23). Damit wird die Zusage am Anfang der Rede (Verse 2f) umgedreht. Sie ist zudem auf dem Hintergrund zu lesen, dass Gott bereits gemäß Ex 25,8 in der Mitte seines Volkes wohnen wollte und dies auch getan hat. Der Jünger befindet sich also im Raum der Liebe Gottes. Auf die Welt trifft das freilich nicht zu. Daher die negative Wendung des Wortes von der Liebe in Vers 24.

Mit den Worten „Das habe ich zu euch gesagt“ leitet Joh 14,25 das Ende der Rede ein. Zum einen wird betont, dass Jesus zur Zeit seines irdischen Daseins gesprochen hat, andererseits aber wird deutlich, dass die Jünger in dieser Zeit vieles nicht verstehen konnten. Darauf ist die Sendung des Beistands bezogen. Er soll *lehren und erinnern*. Die Lehre meint bei Johannes die Offenbarung. Der Geist enthüllt nichts, was über die Worte Jesu hinausgeht. Er erinnert daran und hilft den Jüngern zu verstehen, was ihnen vor Ostern verborgen geblieben ist. Die Sendung des Sohnes setzt sich in jener des Geistes fort, der die Offenbarung Jesu vertiefen und vergegenwärtigen soll. Für gewöhnlich ist mit dem Abschied der Friedensgruß verbunden, in diesem Fall aber geht es um mehr – Jesus gibt *seinen* Frieden an die Jünger. Dieser Friede ist das Kennzeichen des endzeitlichen Heils schlechthin und gemäß Röm 14,17 eine Frucht des Geistes, bei Johannes zudem die erste Gabe des Auferstandenen (Joh 20,19.21). Die Mahnung, das Herz möge sich nicht beunruhigen und verzagen aber greift den Anfang der Rede auf. Dasselbe gilt für die Worte vom Gehen und Kommen. Vom Jünger, der liebt, wird angesichts des Gehens Jesu sogar Freude verlangt (was in Joh 20,20 dann die Reaktion der Jünger auf den Friedensgruß des Auferstandenen ist). Dass der Vater größer ist als der Sohn, kann hier nur bedeuten, dass dieser zu ihm geht und von ihm wieder kommen wird.

Wenn es abschließend heißt, dass der Herrscher der Welt kommt, Jesus nicht mehr viel reden wird und die Jünger zum Aufbruch gerufen werden, steht dies offensichtlich im Widerspruch zum weiteren Verlauf des Evangeliums. Daher kann angenommen werden, dass in der ersten Fassung nun tatsächlich der Gang in den Garten Getsemani folgte. Joh 18,1 knüpft nahtlos an 14,31 an. Daher braucht es nun eine Erklärung, wie sich die Kapitel 15-17 in dieses Gefüge einordnen haben. Mit Joh 15 beginnt nämlich eine weitere Abschiedsrede Jesu.

Die zweite Abschiedsrede Jesu (Joh 15,1-16,4a)

„Ich bin der wahre Weinstock“ (Joh 15,1) ist das siebente und letzte Ich-bin-Wort Jesu. Das Bild ist im Alten Testament mit Israel verbunden, der Pflanzter ist aber auch hier Gott selbst (siehe zB Jer 2,21). Mit der Betonung *der wahre* soll das Bild verstärkt und auf Jesus übertragen werden. Er ist der einzige, auf den hin das Wort voll und ganz zutrifft. Er ist nämlich das wahre Israel. Aber auch die Weisheit wird in Sir 24,17 als Weinstock bezeichnet. In Joh 6,32 ist zudem vom *wahren* Brot die Rede. Auch hier ist der Bezug zum Alten Testament offenkundig.

Der Hauptgedanke ist das Bleiben in Christus. Mit dem Motiv des Winzers wird aber auch der Vater in die Rede einbezogen. Mit ihm ist der Gedanke des Fruchtbringens verbunden (Verse 2 und 8). Er wird in Joh 15,2 dreimal (!) wiederholt. Darin wird der Vater verherrlicht (Vers 8) – das ist der zentrale Gesichtspunkt dieser bildhaften Rede. Mit dem Sohn ist also das *Bleiben*, mit dem Vater das *Fruchtbringen* verknüpft. Um dieses zu fördern, schneidet der Vater gleich einem Winzer die dürrer Zweige und nutzlos wuchernden Triebe ab. Im Blick ist also vor allem der Nutzen des Weinstocks. Mit den nutzlosen Reben sind im Blick auf Vers 6 wohl abtrünnige Mitglieder der

Gemeinde gemeint. Ihr Ausscheiden aus der Gemeinschaft wird als Abschneiden durch Gott und damit als sein Werk gedeutet. Der Gedanke der Reinigung könnte freilich dazu verleiten, anzunehmen, den Jüngern würde noch etwas Entscheidendes fehlen. Dies wird in Vers 3 zurückgewiesen. Das Wort Jesu hat sie schon gereinigt. Die Rede vom gegenseitigen *Bleiben* (die Jünger in Christus und Christus in den Jüngern) übersteigt nun das Bild des Weinstocks. Es ist der tragende Grund des Fruchtbringens. Ohne die Verbundenheit mit Christus gibt es keine Früchte. Zu denken ist vor allem an ein Gemeindeleben, das durch Glaube und Liebe ausgezeichnet ist. Zudem fühlt sich der Leser wieder an die Brotrede erinnert (Joh 6,56). Da in diesem Fall vom Weinstock die Rede ist, kann auch ein Bezug zur Eucharistie angenommen werden (Brot und Wein). Vers 5 wiederholt im Wesentlichen, was schon gesagt worden ist. Das Bleiben wird nicht näher entfaltet, denn es geht nicht um Mystik (Versenkung in Gott). Die Mahnung zum Bleiben soll zum Handeln in Sinne des Fruchtbringens führen. Nur wer aus der Gemeinschaft mit Christus lebt, kann als Christ etwas vollbringen. Wer dies nicht tut, verfällt dem Gericht (das Feuer ist ein Bild dafür). Er hat sich selbst seiner Lebenskraft beraubt und verfällt dem Tod. Eine Hölle im mittelalterlichen Sinne kennt Johannes nicht. Auf die Warnung folgt die Verheißung. In Anlehnung an Joh 14,10-13 wird daran erinnert, dass mit dem Bleiben auch ein verpflichtender Anspruch verbunden ist – dafür stehen die Worte Jesu. Die Werke sind im Fruchtbringen bereits mitgemeint. Wer aus dieser Lebensform heraus worum auch immer bittet, dem wird gegeben. Gott aber, der die Bitten der mit Jesus verbundenen Jünger erhört, wird auf diese Art verherrlicht. Das Wirken des Vaters und der Jünger zeigen sich im Ertrag. Der Sohn aber ist der Ort, der dies ermöglicht. Nach dem Weggang des Sohnes geschieht die Verherrlichung des Vaters also durch die Jünger. Als solcher muss man sich aber erst erweisen, etwa durch die Bruderliebe (Joh 13,35). Mit diesem Gedanken setzt die Rede fort. Das Jüngersein lebt *aus* der Liebe (gemeint ist hier wohl auch die Hingabe Jesu am Kreuz) und erweist sich *in* der Liebe. Wieder greift der Evangelist ein Motiv der ersten Rede auf (Joh 14,15.21-23). Das Fruchtbringen trägt die Gestalt der Liebe. Ihrem Wesen entsprechend wird nicht näher entfaltet, was dies konkret bedeutet. In der Liebe Jesu zu bleiben, heißt, seine Gebote zu halten, also in geschwisterlicher Liebe zu leben. Das Beispiel dafür ist die Liebe Jesu zum Vater. Die Verse 9 und 10 gehen von der Liebe des Vaters aus und kehren dorthin zurück. In Vers 11 wird dann daraus folgend das Motiv der Freude von Joh 14,28 aufgegriffen. Das Gesagte ist für die Jünger die Quelle (österlicher) Freude über das endzeitliche Heil, das den Jüngern in der Erhöhung Jesu zuteil geworden ist. Vollkommen wird diese Freude freilich erst jenseits des irdischen Daseins.

Joh 15,12-17 bilden eine Einheit, die durch die Forderung, einander zu lieben gerahmt ist. Somit wird Joh 13,34 in Erinnerung gerufen. Die Liebe muss im Kreis der Jünger erfahrbar werden, daher die scheinbare Verengung auf die Bruderliebe. Der höchste Erweis der Liebe ist unter Freuden die Hingabe des Lebens. Dieser Gedanke ist in der griechisch-römischen Welt weit verbreitet. Die zur Hingabe bereite Liebe Jesu macht seine Jünger demnach zu Freunden. Diese Freundschaft hat aber auch den Charakter

der Verpflichtung – zu tun, was Jesus aufgetragen hat und sich so als Freund zu erweisen, als Antwort auf den vorangegangenen Freundschaftsdienst seiner Hingabe. Darüber hinaus ist diese Freundschaft aber vor allem ein Geschenk. Das Verhältnis des Menschen zu Gott und damit auch zu Jesus wäre das eines Knechts. Jesus aber erhebt die Jünger zu Freunden. Er hat ihnen nämlich das Wesen des Vaters und damit seine Liebe erschlossen. So sind aus Knechten Freie geworden. Dies wurde im Alten Testament nur Abraham und Mose zuteil (Jes 41,8; Ex 33,11). Dass diese Freundschaft unverdient ist, wird in Vers 16 mit dem Gedanken der Erwählung zum Ausdruck gebracht. Jesus hat die Jünger berufen, nicht umgekehrt. Die Erwählung aber will in bleibenden Früchten sichtbar werden. Gemeint ist die Verwirklichung der Bruderliebe. Diese bleibende Frucht aber ist immer Gabe. Sie muss daher vom Vater erbeten werden. Wer im Namen Jesu darum bittet, darf gewiss sein, auch erhört zu werden.

Im nächsten Abschnitt ist von der Welt die Rede (Joh 15,18-25). Wie das Leben der Jünger vom Motiv der Liebe gerahmt war, so wird nun die Welt durch den *Hass* charakterisiert, der den Rahmen dieses Abschnitts bildet. Stärker könnte der Kontrast nicht betont werden. Der Bereich der Liebe trifft auf die vom Hass beherrschte Welt! Da man immer Gleichartiges liebt, kann die Welt die Jünger gar nicht lieben. Jesus hat sie nämlich erwählt und in eine neue Gemeinschaft hineingenommen. Die Ablehnung und Verfolgung, die schon Jesus trafen, werden also auch die Jünger treffen. Angesichts der Worte und Werke, die Jesus unter „den Juden“ vollbracht hat, aber trifft sie besondere Schuld, weil sie ihn und damit den Vater abgelehnt haben. Dies darf keineswegs als generelles Urteil über die Ungläubigen oder die Juden betrachtet werden (siehe etwa Joh 7,50f oder 19,38f). Die scharfe Sprache spiegelt die harten Auseinandersetzungen mit der Synagoge am Ende der 1. Jahrhunderts wider. Daher soll man den Abschnitt auch als Dokument dieser Zeit deuten und keine weiterreichenden Schlüsse ziehen. Das stünde im Widerspruch zu anderen Traditionen wie etwa der paulinischen Theologie in Röm 9-11.

Wie am Ende der ersten Rede (Joh 14,26) wird nun auch in der zweiten vom Beistand gesprochen (Joh 15,26). Dass Jesus ihn sendet und er vom Vater ausgeht, ist kein Widerspruch. Mit anderen Worten geht es beide Male um dasselbe, da Vater und Sohn nicht zu trennen sind. Dass der Geist Zeugnis ablegen wird, erinnert an Mk 13,9.11, wonach sich die Jünger, die vor Gericht gestellt werden, darauf verlassen dürfen, dass der Heilige Geist reden wird. Bei Johannes legt der Beistand nicht direkt vor der Welt Zeugnis ab. Sein Zeugnis ist vielmehr im Zeugnis der Jünger enthalten.

Den Abschluss der Rede bildet eine Prophetie, die auf die Situation der johanneischen Gemeinde bezogen ist. Darin wird davor gewarnt, angesichts der Widrigkeiten den Glauben nicht zu verlieren. Das wäre die eigentliche Tragödie. Der Ausschluss aus der Synagoge dürfte vor allem Judenchristen verunsichert haben. Dazu gesellten sich vereinzelt wohl auch Fanatiker, die in der Verfolgung von Christen eine heilige Pflicht gesehen haben. Darauf sollen die Jünger vorbereitet sein.

Die dritte Abschiedsrede Jesu (Joh 16,4b-33)

Einerseits fällt auf, dass viele Themen der ersten Rede (Joh 14) aufgegriffen werden. Andererseits aber werden auch neue Aspekte eingeführt. Augenfällig ist vor allem das Motiv der Trauer und Freude. Gegenüber der vorangegangenen Rede, die mahnenden Charakter hat, sollen die Jünger nun also ermutigt werden. Ausgangspunkt ist der Weggang Jesu. Die Sichtweise der Jünger ist so sehr von der Trauer darüber geprägt, dass sie nicht in der Lage sind, den wahren Grund zu erkennen. Die Bemerkung in Vers 5, keiner würde fragen, wohin Jesus geht, widerspricht auf den ersten Blick Joh 14,5, wo Thomas in der ersten Abschiedsrede genau danach fragt. Hier geht es aber um etwas Anderes – die Sprachlosigkeit der Jünger angesichts des Weggangs Jesu. Bei tieferem Hinsehen wird nun verdeutlicht, dass der Weggang nicht die Abwesenheit Jesu bedeutet, sondern dieser durch den Beistand nun in seiner vollen Wirkmacht, nicht mehr gebunden an einen Ort und eine Zeit, die Gemeinschaft mit seinen Jüngern fortsetzt. Der Welt gegenüber aber nimmt der Beistand die Rolle eines Anklägers ein. Im kosmischen Gericht Gottes über die Welt (dem die Jünger enthoben sind) ist es seine Aufgabe, diese zu überführen. Was man gewöhnlich auf das Endgericht hin erwartet, vollzieht sich bei Johannes also in der Gegenwart. Die johanneische Gemeinde besitzt im Beistand nämlich einen göttlichen Anwalt, der den Unglauben aufdeckt und der Sache Jesu zum Sieg verhilft. Dies wird anhand der Stichwörter *Sünde*, *Gerechtigkeit* und *Gericht* deutlich gemacht. Durch die glaubende Gemeinde deckt der Beistand auf, dass der Unglaube Jesus gegenüber die eigentliche Sünde ist (siehe auch Joh 8,46). Sie ist in ihrer Existenz eine ständige Anklage gegen jene, die nicht glauben. Mit der Gerechtigkeit ist in Vers 10 die Rechtfertigung Jesu gemeint. Dass Jesus nicht seine Ehre sucht (Joh 8,50) und der Vater ihn verherrlicht (Joh 8,54) macht deutlich, dass der Tod Jesu nicht sein Scheitern, sondern im Sinne des Heimgangs zum Vater seine *Rechtfertigung* ist. So ist der Weggang Jesu kein Grund zur Trauer, sondern ein Zeichen seiner Bestätigung durch den Vater. Damit wird zugleich deutlich, dass der Herrscher dieser Welt schon gerichtet ist. Dies wird anhand der aus dem Glauben lebenden Gemeinde sichtbar. So zieht der Unglaube der Welt das Gericht nach sich. Das Wirken des Beistands gegenüber der Welt ist also eng mit jenem in der Gemeinde verbunden. Er bedarf ihres Glaubens, um die Welt überführen zu können, da er den Kontrast zum Unglauben bildet. Diese aber braucht ihn, um das Wort Jesu in seiner vollen Tiefe erfassen zu können. Wenn Jesus in Joh 16,12 sagt, er hätte noch vieles zu sagen, was die Jünger jetzt noch nicht ertragen können, ist damit die Situation der Christen in späterer Zeit angesprochen. Deutlicher als in Joh 14,26 ist nun auch vom Beistand als Offenbarer die Rede. Freilich bleibt er dabei an das Wort Jesu gebunden (Joh 16,14f).

Der letzte der fünf Parakletsprüche (Joh 16,13-15) legt das Wirken des Beistands im Blick auf die Gemeinde dar. Daher ist nun wieder vom *Geist der Wahrheit* die Rede. Mit der Wahrheit, in der die Gemeinde vom Beistand geleitet wird, ist die Leben verheißende Offenbarung, die Jesus gebracht hat, gemeint. Es geht um den vertieften Zugang zur Offenbarung und ihre Umsetzung im Leben der Gemeinden. Der Geist

verkündet den Jüngern, was auf sie zukommt, damit sie danach handeln. In seinem Wirken aber bleibt er auf das Wort Jesu bezogen. Dies wird in den abschließenden Versen 14 und 15 zum Ausdruck gebracht. Der Beistand schöpft aus derselben Fülle, die der Sohn vom Vater im Blick auf die Offenbarung empfangen hat. Indem er dies aufzeigt, verherrlicht er den Sohn wie es auch der Vater tut (Joh 13,31f).

Joh 16,16 setzt erneut beim Weggang Jesu an und bezieht sich dabei auf Joh 14,19. Die beiden kurzen Zeiten, von denen Jesus spricht, machen die Spannung zwischen der Passionstrauer und der Osterfreude deutlich. Wie bei Johannes üblich, bereitet das Unverständnis der Hörer (in diesem Fall der Jünger) die Deutung des rätselhaften Wortes durch Jesus vor. Der Trauer der Jünger (weinen und klagen) wird die Freude der Welt gegenübergestellt. Doch wird ihnen auch verheißen, dass ihre Trauer in Freude gewandelt wird und bleibt (siehe Vers 22). Sie unterscheidet sich aber ganz wesentlich von der vordergründigen Freude der Welt. Das Gleichnis von der gebärenden Frau soll schließlich den Wechsel von der Trauer zur Freude deutlich machen. Jesus wird als Auferstandener zu den Jüngern kommen und ihnen mit dem Frieden auch die Freude bringen (Joh 20,19-23). Dann wird auch die Ratlosigkeit der Jünger ein Ende haben. Das Wiedersehen mit Christus geschieht also am Ostertag, an dem eine neue Zeit beginnt, nicht erst am Jüngsten Tag. Die Bitten der Jünger im Namen Jesu, das heißt an Jesu statt, werden dann beim Vater Erhörung finden und ihre Freude vollkommen machen.

Mit Joh 16,25 beginnt der abschließende Teil der Rede. Die rätselhafte Offenbarung des irdischen Jesus wird bald an ihr Ende kommen. Nun werden die Jünger in ein neues Gottesverhältnis hineingenommen, das sie direkt zum Vater beten lässt. Es ist von seiner freundschaftlichen Liebe zu ihnen geprägt, weil sie an den Sohn glauben. Die Antwort der Jünger ist zwielichtig. Eingangs korrigieren sie sogar Jesus. Während er nämlich angekündigt hat, künftig nicht mehr in Bildreden zu sprechen, beziehen die Jünger diese Ansage auf die Gegenwart. So paart sich das freudige Bekenntnis des Glaubens mit falscher Selbstsicherheit wie zuvor bei Petrus (Joh 13,37). Die Stunde ihrer Zerstreuung aber ist schon da und steht offenkundig im Widerspruch zu ihrem Bekenntnis. Jeder sucht das eigene und lässt Jesus allein. Nur der Vater verlässt ihn nicht (:: Mk 15,34). Durch den Frieden, den ihnen der Auferstandene übermitteln wird, haben sie schon jetzt Teil an seinem Sieg über die Welt.

Das Gebet des scheidenden Jesus (Joh 17,1-26)

Nach drei großen Reden Jesu folgt nun ein Gebet. Danach beginnt mit dem Gang zum Garten Getsemani die Passion. Die Offenbarung Jesu vor den Jüngern findet also in diesem Gebet Jesu den Höhepunkt und Abschluss. Der Beginn knüpft an Joh 13,31 an: „Jetzt ist der Menschensohn verherrlicht und Gott ist in ihm verherrlicht. Dies wird in Vers 1-5 in Form einer Bitte entfaltet. Es folgt die Fürbitte für die Jünger (Vers 6-19) und schließlich für die späteren Gläubigen (Vers 20-26). Jesus bittet um Bewahrung der Jünger und ihre Heiligung. Das hier vorkommende Motiv der Einheit (Vers 11) wird im dritten Teil entfaltet.

Das Gebet beginnt mit der Anrede Gottes als Vater. Dass Jesus die Augen zum Himmel hebt, unterstreicht die Gebärde des Betens. Die *Stunde*, auf die das irdische Leben Jesu zulief, ist nun gekommen. Was der Sohn nun erbittet, geschieht, um den Vater zu verherrlichen. Nur an dieser Stelle des Evangeliums wird gesagt, dass Jesus Macht über alles Fleisch, also alle Menschen, erhalten hat. Diese ist auf das *ewige Leben* für jene, die ihm der Vater gegeben hat, bezogen. Im Hintergrund dieses Gedankens steht wohl das Bild des Hirten und der Herde in Joh 10,1-18. Es folgt eine Art Erklärung, worin dieses ewige Leben besteht – in der Erkenntnis Gottes, also in der bleibenden Gemeinschaft mit ihm und seinem Sohn. Dass der Vater den Sohn verherrlichen möge, wird damit begründet, dass der Sohn in Gehorsam und Liebe zum Vater seine Sendung erfüllt hat. Am entscheidenden Wendpunkt seines Lebens erbittet Jesus nun, in seine ursprüngliche Herrlichkeit beim Vater eingesetzt zu werden. Der Sinn seines Kommens und Gehens lag darin, auch jene, die glauben, an dieser Herrlichkeit teilhaben zu lassen. Damit endet die Eröffnung des Gebets, die mit der Betonung der Herrlichkeit zu Beginn und am Ende einen ersten wichtigen Akzent setzt.

Ab Joh 17,6-11 betet Jesus für die Jünger. Dabei knüpft der Beginn dieses Abschnitts an Vers 2 an. Jesus hat den Namen Gottes jenen offenbart, die ihm der Vater aus dieser Welt gegeben hat. Es wird also angesichts des Abschieds aus dieser Welt ein gewisser Abstand zu ihr erkennbar. Als Jünger haben sie das Wort des Vaters bewahrt, das der Sohn offenbart hat. Wieder kommt die Übereinstimmung von Vater und Sohn zum Ausdruck. Der Glaube der Jünger ist durch das Wirken des Sohnes zur Erkenntnis gereift. *Erkennen* ist die vollendete Stufe des Glaubens. Es unterscheidet die Jünger von der Welt, die ihn nicht erkannt hat (Joh 1,10). Vers 8 erläutert, wie dies geschehen ist – indem sie die Worte Jesu angenommen und geglaubt haben (Joh 1,12). Damit sind nicht nur die Jünger zur Zeit Jesu gemeint, sondern die Glaubenden aller Epochen. Daher bittet Jesus nun für sie. Die Welt hat sich durch ihren Unglauben selbst aus der Fürbitte ausgeschlossen, wie in Vers 6 angedeutet worden ist. Wie sollte Jesus also darum bitten, dass sie der Vater bewahren und in der Wahrheit heiligen möge? Dieses hohe Erwählungsbewusstsein der Gemeinde muss auch auf dem Hintergrund der Bedrohungen verstanden werden, denen die johanneische Gemeinde ausgesetzt war. Es ist ein tröstendes Wort in einer Lage der Verfolgung. Wurde in Vers 6 zum Ausdruck gebracht, dass der Vater die Jünger dem Sohn übergeben hat, schließt sich nun in Vers 9 und 10 der Kreis. Sie sind zum gemeinsamen Eigentum des Vaters und des Sohnes geworden, der auf diese Weise in der glaubenden Gemeinde verherrlicht ist. Nun übereignet er sie wieder dem Vater. Dieses Geschehen wird im Licht der Verherrlichung gesehen (siehe die Verse 1-5). Das Gebet Jesu für die Jünger ist dem Umstand geschuldet, dass sie sich noch in der Welt befinden, während das Kommen Jesu zum Vater unmittelbar bevorsteht.

Der nächste Teil (Joh 17,11b-19) beginnt mit den Worten *Heiliger Vater*. Diese Anrede Gottes ist im Evangelium einzigartig. Sie ergibt sich aus der späteren Bitte um die Heiligung der Jünger. Die Leitworte dieses Abschnitts sind *bewahren* und *heiligen*. Die Jünger sind durch ihren Glauben aus der Welt ausgesondert und dadurch *heilig* (qdš

heißt im Hebräischen anders oder ausgesondert sein). Wenn sie in dieser Daseinsform bewahrt werden, werden sie also zugleich auch geheiligt. Auch nach dem Scheiden Jesu sollen sie die Einheit bewahren, die ein Zeichen der göttlichen Einheit des Vaters und des Sohnes ist. Während seines irdischen Daseins hat sie Jesus darin bewahrt und in den Lebensbereich Gottes hineingeführt. Dass einer verlorenging, ist nicht auf das Versagen Jesu bei der Auswahl der Jünger zurückzuführen, sondern durch die Schrift begründet (Ps 41,10). An Judas zeigt sich, dass man wieder in die Welt zurückfallen und damit verloren gehen kann. Der Glaube hat also auch die Dimension des *Bleibens*, von der göttlichen Seite betrachtet also des *Bewahrens*. Obwohl die Jünger durch den Heimgang Jesu zum Vater von diesem getrennt sind, sollen sie dennoch seine Freude vollkommen in sich haben (siehe dazu auch Joh 15,11 und 16,20-24). Ihre Situation wird in den Versen 14-16 so beschrieben: Sie sind nicht von dieser Welt. Durch den Glauben sind sie von oben neu geboren. Da sie sich also grundlegend von der Welt unterscheiden, begegnet ihnen diese mit Hass. Dieser äußert sich in jeglicher Art von Drangsal. Die Gemeinde soll aber dennoch nicht den völligen Rückzug aus dieser Welt antreten, da sie in diese Welt gesandt ist, um durch ihren Glauben den Sohn zu verherrlichen (Joh 17,18). Daher bittet Jesus um die Bewahrung vor dem Bösen, wie dies auch am Ende des Vaterunsers zum Ausdruck kommt.

In Joh 17,17 tritt nun mit der Bitte um Heiligung ein neues Motiv in den Vordergrund. Im Zusammenhang des gesamten Gebets wird deutlich: Das Wort Gottes bewirkt sowohl *Aussonderung* aus der Welt (Vers 14) als auch *Heiligung* in der Wahrheit (Vers 17). Wie Gott die Jünger *in seinem Namen* bewahren soll (Vers 12), soll er sie auch *in der Wahrheit* heiligen (Vers 17). Heiligung meint, dass die Jünger in die Gemeinschaft des Vaters und des Sohnes hineingenommen werden. Wie in Joh 10,36 ist sie auch hier kein Selbstzweck, sondern mit der Sendung verbunden. Die Jünger, die in den Bereich der Wahrheit hineingenommen sind, sollen die Sendung des Sohnes in der Welt fortsetzen, nicht etwa dieser entzogen werden. Heiligung darf also nicht als Begründung für Weltflucht herhalten! Wahrheit meint hier, dass die Jünger das Wort Gottes als Wirklichkeit und Kraft in sich tragen. Sie müssen aber damit rechnen, dass sie wie Jesus nur bei denen Gehör finden werden, die aus der Wahrheit sind. Ging die Initiative im Blick auf die Heiligung bisher vom Vater aus, wird nun auch die Rolle des Sohnes betont. Wenn es in Vers 19 heißt, er würde sich *für* die Jünger heiligen, ist damit seine Hingabe am Kreuz angedeutet. Die Bitte um die Heiligung, die Jesus an den Vater richtet, findet in seiner Hingabe für die Jünger ihre Begründung. Durch sie werden Gottes Wesen und Kraft (die Wahrheit) bleibend auf ihnen ruhen.

Ab Joh 17,20 wird der Gedanke der Einheit (siehe Vers 11) entfaltet. Er war das Ziel des Gebetes Jesu zum Vater. Man darf diesen Text nicht zu rasch auf die heutige Situation der getrennten Christenheit übertragen; er ist im Zusammenhang des Evangeliums auszulegen. Im Blick sind nun auch jene, die nicht durch das Wort Jesu, sondern seiner Jünger zum Glauben gekommen sind. Die Bitte um ihre Einheit in Vers 21 wird zunächst durch einen Vergleich verdeutlicht. Die Einheit der Jünger wird mit der Einheit des Vaters und des Sohnes begründet. In diese werden sie aufgenommen.

Im Blick auf Joh 13,34 (Gebot der Bruderliebe), wo derselbe Gedankengang vorliegt, soll so deutlich werden, dass sich die Einheit in der gegenseitigen Liebe verwirklicht. Dem Gebot der Liebe entspricht also das Gebot der Einheit. Die Einheit von Vater und Sohn ist einerseits das Urbild für die Einheit der Glaubenden, andererseits aber auch die Ermöglichung und Lebensgrundlage derselben. Sie ist also nicht machbar, weil sie sich nicht in organisatorischen Belangen erschöpft. Ihr Wesen ist das Leben aus der Liebe Gottes, ihr Ziel der Glaube der Welt an die Sendung des Sohnes. Die in der Gottesferne lebende Menschenwelt soll durch das Zeugnis der brüderlichen Liebe zum Glauben finden. So äußert sich der missionarische Auftrag Jesu an die Jünger. Das letzte und höchste, das Jesus seinen Jüngern gegeben hat, ist die Herrlichkeit (Joh 17,22). Er lässt sie teilhaben an seinem göttlichen Leben. Je stärker die Kraft der göttlichen Liebe in ihnen ist, desto deutlicher wird sie sich in der Einheit vollenden. Durch Jesus, der mit Gott eins ist, werden die Jünger in die Gemeinschaft mit dem Vater einbezogen. Wenn nun Jesus in den Jüngern und der Vater in Jesus ist, wird das Geheimnis göttlicher Einheit in der Bruderliebe sichtbar. Die Kraft dazu erhält die Gemeinde aus dem Geheimnis der göttlichen Liebe, in das sie durch den Sohn aufgenommen worden sind. Die Einheit ist für die gläubige Gemeinde ein hohes Gut, das Zeichen ihrer Erwählung. In diesem Text richtet sich der Blick also auf die johanneische Gemeinde, nicht auf andere Gruppierungen. Insofern wurde er nicht als Leitwort für ökumenische Bestrebungen geschrieben, wenngleich er in diese Richtung einiges zu sagen hat.

Mit Joh 17,24-26 wird das Gebet abgeschlossen, daher die erneute Anrede Gottes als Vater. Ging es bisher um die Sendung der Jünger in ihrem irdischen Dasein, geht es nun um die Vollendung der Glaubenden nach dem Tod. Sie sollen bei ihm sein, der seinerseits beim Vater ist. Ewiges Leben ist also ewige Gemeinschaft mit Christus. Das schließt auch eine neue Art des Schauens der Herrlichkeit mit ein. Gott soll sich zudem an den Jüngern als der Gerechte erweisen, weil sie im Unterschied zur Welt geglaubt haben, dass er den Sohn gesandt hat. Durch den Beistand, hier allerdings nicht ausdrücklich genannt, wird Jesus das gütige Wesen des Vaters (dafür steht der Name Gottes) weiterhin kundtun. So wird die Liebe, die beide verbindet, auch zum einigenden Band mit den Gläubigen. Wenn Jesus am Ende des Gebets ausdrücklich hervorhebt, dass er *in ihnen* ist, soll damit auch verdeutlicht werden, dass er nicht nur der Mittler der Liebe Gottes für die Gemeinde, sondern auch die ständige Gegenwart Gottes in ihr ist. Nach Ostern erfüllt er seinen Auftrag, ewiges Leben zu geben, indem er mit seinem Wort, seinem Geist und seiner Liebe in seiner Kirche bleibt, um sie zur Vollendung zu führen.

Das Gebet beschließt die Ereignisse im Zuge des Mahles. Im folgenden Kapitel geht Jesus in den Garten Getsemani. Damit beginnt die johanneische Passionsgeschichte.

Die Stunde Jesu: Leiden Tod und Auferstehung (Joh 18,1-20,31)

Die Verhaftung (Joh 18,1-11)

Die johanneische Passion beginnt mit dem Gang Jesu in den Garten, wo er bald darauf verhaftet wird. Von seiner Todesangst wird nichts berichtet. Davon war schon in Joh 12,27 die Rede. Das Motiv würde zudem nicht dem Bild des Evangeliums von der „Passion“ Jesu entsprechen. Der Quelle, die der Autor benutzt hat, sind die genauen Ortsangaben zu verdanken. Der Kidron war zum Beispiel ein Winterbach am Fuße des Ölbergs, der nur zur Regenzeit Wasser führte. Der Garten ist ein häufiger Aufenthaltsort Jesu, der auch dem Verräter bekannt ist. Er kommt jedoch nicht nur mit einer Truppe der Tempelpolizei (siehe zB Markus), sondern auch mit römischen Soldaten, was historisch fraglich ist. Damit soll betont werden, dass sich die ganze ungläubige Welt – Juden und Heiden – in dieser dunklen Stunde gegen Jesus verbündet hat. Vers 4 betont dem gegenüber die Souveränität Jesu. Er wirkt nicht überrascht, geht seinen Häschern sogar entgegen. Daher wird auch von einem Judaskuss nichts berichtet. Die Initiative geht von Jesus aus. Er stellt die erste Frage, die es ihm dann ermöglicht, sich mit dem Worten „Ich bin es“ (Joh 18,5) als der Gesuchte vorzustellen. Darin wird noch einmal seine Hoheit deutlich. Er wird also nicht ohnmächtig ausgeliefert, sondern liefert sich selbst aus. Dass nun von Judas gesagt wird, er sei bei den Schergen gestanden, soll an das Schriftwort in Joh 13,18 erinnern. Jesus weiß also alles und die Jünger sollen erkennen, dass *er es ist* (Joh 13,19; 18,6). Dass die Gegner Jesu zu Boden fallen, entspricht Psalm 27,2. Noch einmal fragt Jesus, wen sie suchen. Die Antwort „Jesus von Nazaret“ (Vers 7) veranlasst ihn dann zu fordern, die Jünger unbehelligt zu lassen. So erscheint Jesus in dieser Szene als der gute Hirte von Joh 10,11-18. Da Judas auf der anderen Seite steht, kann er sagen, dass er keinen verloren hat, den ihm der Vater gegeben hat. Er überliefert sich freiwillig dem Tod, um das Leben der Schafe zu retten. Nach der Entlassung der Jünger folgt die Szene mit dem Schwerthieb. Nur Johannes benennt Petrus als den Träger der Waffe und Malchus als das Opfer. Der Apostel erscheint wie nach dem Messiasbekenntnis in Cäsarea Philippi (Mt 16,13-23) als einer, der irdisch denkt und handelt. Jesus aber will den Kelch trinken, den ihm der Vater gegeben hat.

Jesus vor Hannas (Joh 18,12-27)

In den ersten drei Evangelien folgt nun der Prozess Jesu vor dem Hohen Rat mit der Verleugnung des Petrus. Die Darstellung bei Johannes weicht davon in vielen Punkten ab. Nur hier ist von einem Vorverhör durch Hannas, den Schwiegervater des Kajaphas, die Rede. Er war selbst von 6-15 Hoherpriester und verhalf fünf seiner Söhne zu diesem Amt. Die Szene, in der Kajaphas Jesus befragt, fehlt. Der Grund für diesen Umstand ist wohl darin zu suchen, dass die Auseinandersetzung mit den jüdischen Behörden bis hin zum Tötungsbeschluss schon im ersten Teil des Evangeliums geschildert wurde. Ihre Vertreter erscheinen auch vor Pilatus. So wird der Prozess

Jesu zur letzten großen Auseinandersetzung mit der Welt. Dass Jesus zu Beginn des Geschehens gefesselt und schmachvoll abgeführt wird, lässt seine Feinde zunächst triumphieren. Der Leser weiß freilich schon längst, dass sich Jesus freiwillig in diese Situation begeben hat. Sein Auftreten ist ein deutlicher Beleg dafür. Zudem wird dem Leser in Vers 14 das prophetische Wort im Rahmen des Tötungsbeschlusses von Joh 11,50 in Erinnerung gerufen. So weiß er, dass die verblendete Führerschaft, ohne es zu beabsichtigen, nur den göttlichen Heilsplan vorantreibt.

Ein Jünger, der namenlos bleibt (nicht der Lieblingsjünger), verschafft Petrus Zutritt zum Hof des Hohenpriesters. Anders als bei den Synoptikern wird die Verleugnung der Jüngerschaft durch die Schilderung der Befragung Jesu vor dem Hohenpriester unterbrochen. So wird das Verhalten des Jüngers dem Schicksal Jesu gegenübergestellt. Während dieser für die Seinen eintritt, wendet sich der erste Jünger von ihm ab. Ist es in den anderen Evangelien die Magd, die in Petrus einen Jünger Jesu erkennt, wird diese von Johannes als Pförtnerin bezeichnet. Ihr gegenüber leugnet Petrus das erste Mal, ein Jünger Jesu zu sein. Weitere zwei Mal tut er dasselbe (bei Markus hingegen gibt er sogar an, Jesus nicht zu kennen – siehe Mk 14,71!). Es geht also um die Frage der Jüngerschaft in Zeiten der Bedrängnis – eine brennende Sorge der johanneischen Gemeinden.

Die Schilderung der Befragung des Johannes ist weniger dem historischen Geschehen als der Theologie des Evangeliums verpflichtet. Nach seiner Lehre gefragt, verweist Jesus auf sein öffentliches Wirken. Die Offenbarung vor der Welt, das heißt in der Öffentlichkeit, ist abgeschlossen. Darüber können nun die Hörer, also die Verkünder des christlichen Glaubens, befragt werden. Die Lehre Jesu war keine Geheimlehre, obwohl sich ihr Inhalt nur den Glaubenden erschlossen hat. Sie wurde verkündet, „wo alle Juden zusammenkommen“ (Joh 18,20). Die darauf folgende Züchtigung durch einen Diener des Hohenpriesters lässt Jesus nicht auf sich beruhen. Er überführt ihn, unrecht zu handeln. Vor Pilatus hören dann die Ankläger dreimal aus dem Mund des Statthalters, dass er keine Schuld an Jesus findet. Das Todesurteil ist somit eine Folge seines Versagens, dessen er sich unbewusst selbst überführt.

Dass vor Kajaphas ein Prozess stattgefunden hat, wird nur angedeutet, indem der Schreiber erwähnt, Hannas hätte Jesus zu ihm überführen lassen. Dass Jesus gefesselt ist, deutet bereits an, was Hannas von ihm hält. Es folgt die zweimalige Verleugnung durch Petrus gegenüber den Knechten des Hohenpriesters, jedoch ohne die große Dramaturgie des Markusevangeliums. Es soll sich nur erweisen, dass Jesus mit seiner Prophetie in Joh 13,38 Recht behalten hat.

Jesus vor Pilatus (Joh 18,28-19,16a)

Mit der Überführung zu Pilatus beginnt der zentrale Teil der Passion. Er besteht aus sieben Szenen, die räumlich zwischen dem Außen- und Innenbereich des Prätoriaums wechseln. Wie schon im vorangegangenen Abschnitt steht nicht das historische Interesse im Vordergrund. Das Verhör durch Pilatus erscheint gleichsam als letzte Offenbarungsrede Jesu vor dem Vertreter des römischen Reiches und der heidnischen

Welt. Der falsche Vorwurf, Jesus würde sich zum König machen, eröffnet im Verlauf des Verfahrens den Blick auf die eigentliche Wahrheit. Noch als Erniedrigter trägt Jesus herrscherlich-göttliche Züge und aus dem Prozess geht er als unschuldig und gerechtfertigt hervor, wie der Richter selbst bestätigt.

Erste Szene: Die Übergabe Jesu an Pilatus (Joh 18,29-32), außen

Der frühe Morgen war die Zeit, in der römische Beamte ihre Geschäfte aufnehmen. Jesus wird von Kajaphas zum Prätorium, dem Amtssitz des Statthalters, gebracht. Seine Auslieferung hat also offiziellen Charakter. Die Juden, die das Paschalamm essen wollen, bleiben draußen. Da die Offenbarungsworte Jesu alle drinnen gesprochen werden, berauben sie sich somit der Gelegenheit, diese zu hören. Ihr Bestreben, das Paschalamm zu essen, versperrt ihnen zudem den Zugang zum wahren Paschalamm. Darin könnte sich vielleicht schon eine versteckte Kritik am jüdischen Paschafest, das die Heilsbedeutung Jesu ausklammert, verbergen. Das Gespräch zwischen Pilatus und „den Juden“ ist entlarvend. Pilatus fragt nach dem Grund der Anklage. „Die Juden“ nennen Jesus einen Übeltäter. In Joh 19,7 werden sie von ihm sagen, er mache sich zum Sohn Gottes – der Sohn Gottes, ein Übeltäter? Eine exakte Anklage sind sie nicht in der Lage zu formulieren. Pilatus wendet ein, sie sollen ihn selbst richten. Er ahnt wohl schon, dass sie die Todesstrafe fordern werden, die sie selbst nicht verhängen dürfen. Seine Antwort ist also eine versteckte Demütigung der jüdischen Aristokratie. Zugleich müssen die Ankläger Farbe bekennen – was sie in Joh 11,53 beschlossen haben, kommt nun ans Licht. So erfüllt sich, was Jesus in 12,32 gesagt hat. Wie die Worte Jesu zuvor wird es wie ein Schriftwort zitiert.

Zweite Szene: Das erste Verhör Jesu durch Pilatus (Joh 18,33-38a), innen

Die Frage von Pilatus, ob Jesus der König der Juden sei, entspricht historisch betrachtet wohl der Anklage. Man warf ihm vor, sich als Messias auszugeben. Bei Johannes wird der Begriff des Königs zum Schlüsselthema der Passion gemacht. Was vordergründig wie ein Triumph der Feinde aussieht, ist in Wahrheit die Bestätigung des Königtums Jesu, der am Kreuz als König inthronisiert wird. Gerade in der größten Schmach zeigt sich seine königliche Würde. Mit seiner Gegenfrage zwingt Jesus Pilatus zum Hinweis, wer ihn aufgrund dieser Anschuldigung ausgeliefert hat. Dann geht er auf die Befürchtungen des machtbewussten Römers ein. Sein Königtum ist nicht von hier, sonst hätte man ihn nicht ergreifen können. Die Frage des Pilatus, ob er doch ein König sei, ermöglicht Jesus schließlich, positiv darzulegen, worum es geht. Er ist ein König, sein königlicher Auftrag ist jedoch das Zeugnis für die Wahrheit. Vor Pilatus steht also die Person gewordene Wahrheit. Dem Römer wird angeboten, sie anzunehmen. Doch auch er gehört zu jenen, die nicht glauben können. Daher kann er seine Stimme nicht hören: Er gehört nicht zu den Schafen, die auf die Stimme des guten Hirten hören. Anstatt Jesus als die Wahrheit anzunehmen, fragt er nach, was Wahrheit sei. Der Ausgang des Prozesses kündigt sich also hier bereits an.

Dritte Szene: Der Versuch, Jesus freizugeben; Barabbas (Joh 18,38b-40), außen

Auch die Barabbasszene wird so erzählt, dass sie die Aussageabsicht des Evangelisten unterstreicht. Dabei dürfte er auf eine Quelle zurückgegriffen haben, die auch Lukas

bekannt war. Pilatus kommt hinaus und erklärt Jesus das erste Mal für unschuldig. Mit dem Vorschlag, Jesus (den König der Juden) im Zuge der Paschaamnestie freizulassen, macht er „den Juden“ ein Angebot, das ihnen helfen soll, ihr Gesicht zu wahren. Dass diese von sich aus die Freilassung von Barabbas fordern, macht deutlich, dass sie es sind, die auf den Tod Jesu hinarbeiten. Für Johannes ist Barabbas ein gewöhnlicher Räuber, kein Freiheitskämpfer. Das entspricht seiner Absicht, die niederen Motive der Gegner Jesu zu betonen – die Führer des Volkes fordern an seiner statt lieber die Freigabe eines gemeinen Kriminellen!

Vierte Szene: Die Geißelung und Dornenkrönung (Joh 19,1-3), innen

Bei den Synoptikern entsteht der Eindruck, dass die Geißelung, Dornenkrönung und Verspottung Jesu erst nach seiner Verurteilung stattfinden. Da bei Johannes alles auf das Königtum zuläuft, bereitet die Dornenkrönung hier die Präsentation Jesu als König vor. So erscheint die Geißelung als eigenständige Strafe vor der Verurteilung zum Kreuzestod. Ohne eine Schuld festgestellt zu haben, verstrickt sich Pilatus mit seiner Zögerlichkeit so ins Geschehen. Er *nimmt* Jesus und trägt so mit an der Verantwortung für die Ereignisse, die folgen. Die Insignien des Königtums Jesu sind die Dornenkrone und der Mantel (der Stock als Zepter fehlt). Die Verspottung als König der Juden durch die Soldaten bereitet die nächste Szene vor, in der Jesus „den Juden“ vorgeführt und als solcher präsentiert wird.

Fünfte Szene: Die Vorführung Jesu durch Pilatus (Joh 19,4-7), außen

Dieser Abschnitt hat kaum Parallelen zu den ersten drei Evangelien. Er wurde also vom Evangelisten sorgfältig gestaltet. Zum dritten Mal (!) tritt Pilatus vor das Volk. Seine Rede wird durch die zweimalige Unschuldserklärung Jesu gerahmt. Sie deutet diese Szene, in der Jesus dem Volk mit dem Purpurmantel und der Dornenkrone vorgeführt wird und will sagen: Die Anklage, er sei der irdisch-politische König der Juden, läuft ins Leere. Man beachte: Jesus wird nicht zum Spottkönig gemacht, weil er nie ein König gewesen ist. Demnach nimmt Pilatus das Wort König gar nicht in den Mund. Er sagt nur: „Seht, der Mensch!“ (Joh 19,5). Das mag hier wohl heißen: Seht, welch ein erbärmlicher Mensch, dem nichts vom Glanz eines Königs anhaftet. Dass Pilatus den Königstitel meidet, hat zudem auch damit zu tun, dass es seine Absicht ist, Jesus freizulassen. Mit seinen – irdischen – Augen betrachtet ist Jesus kein König. Die Reaktion der Hohenpriester und Diener (nicht des Volkes) ist freilich eine andere. Sie fordern die Kreuzigung. Während der Kreuzigungsruf bei den Synoptikern mit der Barabbasszene verbunden ist, wird er von Johannes mit diesem für ihn zentralen Moment verbunden. Pilatus will diese Verantwortung nicht tragen. Die Aufforderung „Nehmt ihr ihn“ (Joh 19,6) bringt dies zum Ausdruck. Zugleich aber stellt sie eine Demütigung der Ankläger dar, die genau das nicht dürfen. So folgt dem Urteil des Pilatus, dass Jesus nicht schuldig ist, König der Juden zu sein, eine neue Anklage durch die Hohenpriester: Er hat sich zum Sohn Gottes gemacht (Joh 19,7). Auf diesen Punkt läuft alles hinaus. Erstens wird damit deutlich, dass die Anklage, Jesus wäre ein politischer Messias, nur ein Vorwand gewesen ist. Zweitens aber deuten die Gegner Jesu nun selbst ungewollt die Rede Jesu über sein Königtum vor Pilatus (Joh 18,36-

38). Sein Königtum ist in der Gottessohnschaft begründet und damit tatsächlich nicht von dieser Welt. Ihre Feindschaft zu Jesus ist also im Unglauben an ihn als dem Sohn Gottes verwurzelt. Das ist für Johannes die Sünde schlechthin. Dies wird nun vor dem Gerichtstribunal der Welt offenbar. Wenn Jesus von Pilatus selbst als irdisch-politischer König ad absurdum geführt wird, um schließlich doch als König gekreuzigt zu werden, kann sein Königtum nur von der Art sein, wie es die Hohenpriester mit dem Gottessohntitel angedeutet haben. *Dieses* Königtum wird durch das Urteil des Pilatus dann ungewollt bestätigt (vom Königtum im irdischen Sinne ist er ja bereits freigesprochen worden). So wird die Szene zu einem Triumph Jesu. Der von Pilatus verächtlich vorgeführte Mensch (Ecce homo) erweist sich durch den Widerspruch „der Juden“ als Sohn Gottes und König im wahrsten Sinne des Wortes.

Sechste Szene: Das zweite Gespräch zwischen Pilatus und Jesus (Joh 19,8-12), innen

Auf dem Hintergrund des Gesagten gerät Pilatus in Furcht. Nicht aus Angst vor den Anklägern (davon war bisher nie die Rede), sondern weil er spürt, dass er dem Anspruch Jesu nicht gerecht werden kann. Er steht jemandem gegenüber, der nun wie ein höheres Wesen auftritt, obwohl er ihn kurz zuvor noch als armseligen Menschen vorführen ließ. In der Tat scheinen die Rollen in diesem Gespräch vertauscht. Jesus trägt die Züge eines Richters, der über die Sünde des Pilatus urteilt. Die erste Frage des Statthalters knüpft am Verhör zu Beginn an, das den Hintergrund bildet. Mit dem *Woher* (Joh 19,8) wird ein zentrales Thema des Evangeliums berührt. Dass Jesus keine Antwort gibt, hat damit zu tun, dass schon im ersten Gespräch deutlich wurde, dass Pilatus unfähig ist, die Stimme Jesu zu hören (Joh 18,37). Es hat keinen Sinn, ihm die Herkunft von oben zu deuten, er würde es nicht verstehen. Pilatus nimmt das Schweigen Jesu zum Anlass, auf seine Macht zu verweisen. Jesus erkennt diese mit seiner Antwort indirekt an. Er entlarvt jedoch zugleich auch die falsche Sicherheit, in der sich Pilatus wiegt. Es ist ihm von oben gegeben, Macht über ihn zu haben. Stünde nicht der Wille des Vaters (der auch der Wille Jesu ist) im Hintergrund, hätte Pilatus keine Macht. Im nächsten Satz wird schließlich Jesus als der Angeklagte zum Richter. Weil Pilatus in diesem Geschehen eher ein Getriebener ist, trifft ihn die geringere Schuld. Größere Verantwortung trägt jener, der Jesus ausgeliefert hat, man denke an Kajaphas oder an Judas. Die nun folgenden Ereignisse bestätigen das Urteil Jesu. Pilatus will Jesus zwar freilassen, wird aber von „den Juden“ gedrängt, ihn zu kreuzigen. Auf dem Spiel steht seine Freundschaft zum Kaiser. Pilatus, der irdisch denkt, kann nicht anders, als dem Druck zu erliegen. Eine nüchterne Schilderung, wie brüchig die Macht sein kann, auch wenn sie noch so schillernd erscheint!

Siebente Szene: Die Verurteilung Jesu (Joh 19,13-16a), außen

Mit der Angabe des Ortes und der Zeit bekommt der letzte Abschnitt offiziellen Charakter. Pilatus nimmt am Richterstuhl Platz. Vom griechischen Text her könnte es auch heißen, dass *Jesus* dort Platz genommen hat, was aber weniger wahrscheinlich ist. Dies wäre dann symbolisch zu verstehen – Jesus als Richter über die Welt, die ihn ans Kreuz bringt. Am Rüsttag des Paschafestes machte man sich um die sechste Stunde bereit, in den Tempel zu gehen, um dort um die neunte Stunde die Lämmer zu

schlachten. Die nun folgenden Ereignisse werden auf dem Hintergrund der fünften Szene geschildert, in der Jesus „den Juden“ das erste Mal von Pilatus vorgeführt wird. Diesmal sagt er jedoch nicht mehr „Seht, der Mensch!“ (Joh 19,5), sondern „Seht, euer König!“ (Joh 19,14). Wie schon zuvor fordern sie noch eindringlicher (hinweg, hinweg) seine Kreuzigung. Die Frage des Pilatus ist ein letzter Versuch, Jesus zu retten. Ihren eigenen König soll er kreuzigen? Die Führer des Volkes lassen nun die letzte Maske fallen. Um ihre Interessen durchzusetzen, bekennen sie öffentlich, keinen König außer dem (heidnischen) Kaiser zu haben. Damit sagen sie sich indirekt von den messianischen Verheißungen der heiligen Schriften los und verraten ihren Glauben. Das Stichwort *Kaiser* lässt Pilatus handeln, er hat wohl noch die Drohung der Hohenpriester im Ohr, ihn zu denunzieren. Wenn der Evangelist zum Schluss offen lässt, wem Pilatus Jesus zur Kreuzigung überliefert hat, ist der Leser gefordert, diese Leerstelle zu füllen. Gemeint ist das Hinrichtungskommando, er darf aber auch an jene denken, die gekommen sind, um Jesus als König der Juden aburteilen zu lassen und nun am Ziel ihrer Bestrebungen angelangt sind.

Kreuzigung, Tod und Begräbnis Jesu (Joh 19,16b-42)

Auch in diesem Abschnitt verbindet der Evangelist die Überlieferung mit der eigenen Aussageabsicht. Zunächst wird das Motiv des Königs zu Ende geführt. Jesus besteigt seinen Thron, das Kreuz. Links und rechts von ihm, wie zwei Thronwächter, die beiden Mitgekreuzigten, die wohl bewusst nicht als Rebellen oder Verbrecher bezeichnet werden, damit kein Schatten auf Jesus fallen kann. Über Jesus der Königstitel in drei Sprachen, verständlich für alle – Juden und Heiden. Nur der Glaubende allerdings vermag darin den tieferen Sinn zu erkennen. Auf einige bekannte Motive, wie die Verspottung oder Sonnenfinsternis, hat Johannes verzichtet. Dafür rücken andere Themen ins Zentrum, wie etwa jenes der Übergabe des Geistes.

Wenn es gleich zu Beginn heißt, dass sich Jesus selbst das Kreuz trug und zur Schädelhöhe ging, wird wieder seine Souveränität betont, die schon bei der Gefangennahme erfahrbar geworden ist. Ein Simon von Zyrene, der Jesus das Kreuz trägt, hat hier keinen Platz. Weder der Kreuzweg noch die Kreuzigung selbst werden genauer geschildert. Umso mehr Beachtung wird der Tafel mit der Inschrift geschenkt. Sie proklamiert Jesus als König der Juden und der Evangelist beeilt sich auch, zu betonen, dass viele Juden diese Tafel lasen. Man mag damit eine letzte Demütigung des Pilatus „den Juden“ gegenüber entdecken, die ihn zu diesem Urteil genötigt hatten. Nun wird es vor aller Augen verkündet – ein Gekreuzigter, der König der Juden! Man kann aber auch mehr darin erkennen. Der Gekreuzigte ist tatsächlich der Messias der Juden. Einen anderen wird es nicht geben. Insofern bringt die Tafel Wahres zum Ausdruck, obwohl dies von ihrem Schreiber so nicht gemeint war.

Auffallend ausführlich wird in Joh 19,23-24 die Verteilung der Kleider Jesu geschildert, ein Ereignis, das auch die anderen Evangelien kennen. Doch nur Johannes erzählt vom Untergewand, das aus einem Stück durchgewoben war. Der Grund dafür könnte sein, dass der Evangelist dem gesamten Zitat aus Psalm 22,19 gerecht werden wollte.

Manche Ausleger sehen darin jedoch tiefere symbolische Bezüge. Das Gewand könnte die Einheit der Kirche symbolisieren oder gar auf das Gewand des Hohenpriesters hinweisen. Man kann die vollständige Entkleidung Jesu aber auch als Hinweis auf die Hingabe seiner irdischen Existenz sehen. Auf jeden Fall steht das Verfahren der Soldaten mit dem materiellen Erbe Jesu in einem gewissen Widerspruch zur nächsten Szene, in der vom Umgang Jesu mit denen, die unter dem Kreuz stehen, die Rede ist. Auch bei den Synoptikern ist von Frauen die Rede. Sie beobachten das Geschehen von der Ferne. Bei Johannes (Verse 25-27) werden aus ihnen *Nahestehende* im doppelten Sinne des Wortes. Sie stehen beim Kreuz und sind Jesus vor allem auch durch ihren Glauben nahe. Der Lieblingsjünger wird nach Joh 13,23 nun das zweite Mal erwähnt. Die Mutter (ihr Name wird nicht genannt), ist die erste Frau, die im Evangelium erwähnt wurde. Wie bei der Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-5) wird sie als *Frau* ohne Nennung ihres Namens angesprochen. Beachtet man diesen Hinweis, steht die Mutter wohl für jene, die das Heil von Jesus erwarten. Ihre Bitte bei der Hochzeit geht nun bald bleibend in Erfüllung, wenn Jesus den Geist übergibt. Der Lieblingsjünger, den sie an Sohnes statt annehmen soll, wird ihr dies vermitteln. Maria ist die Repräsentantin jener, die das wahre Heil erwarten. Der Lieblingsjünger als der gläubig Erkennende aber ist berufen, die Botschaft Jesu zu deuten. Beiden Gestalten muss die Auslegung dieser Stelle gerecht werden. In Maria wird deutlich, dass sich der Jünger jener, die Heil suchen, annehmen und sie bei sich aufnehmen soll. Wenn der Jünger an Maria verwiesen wird, aber soll die christliche Gemeinde auch an den Mutterschoß erinnert werden, aus dem Jesus und die Kirche hervorgegangen sind. Die Frau steht also auch für Israel und seine Hoffnung auf den Messias. Zugleich wird in dieser Szene deutlich, wie Jesus sein Werk auf der Erde vollendet. Der Jünger, dem mit Maria auch jene, die nach dem Heil Ausschau halten, anvertraut sind, ist der Garant dafür, dass die irdische Offenbarung Jesu die Zukunft der Gemeinden prägen wird. Wenn es zum Schluss heißt, der Jünger habe Maria *zu sich* genommen, ist damit der geistige Raum gemeint, in dem der Jünger seinen Glauben lebt.

Es folgt in Joh 19,28-30 die Schilderung des Todes Jesu. Die Tränkung Jesu mit Essig ist auch bei den Synoptikern überliefert, wurde jedoch von Johannes in einen neuen Zusammenhang gestellt. Der Ruf „Mich dürstet“ (Joh 19,28) ist nun in Verbindung mit der Annahme des Essigs und den Worten „Es ist vollbracht!“ (Joh 19,30) zu sehen. Wenn der Evangelist eingangs betont, dass alles vollbracht war, wird freilich deutlich, wie wichtig für ihn das Wort an die Frau und den Jünger ist. Nur in Joh 13,1 und hier verwendet er das Wort *vollenden*. Damit schließt sich der Bogen (man beachte auch die Anspielung auf Joh 18,4, die vom Wissen Jesu spricht). Die Rede vom Dürsten ergibt sich aus dem qualvollen Leiden, muss hier aber durch den Hinweis auf die Schrift auf ihren symbolischen Gehalt hin befragt werden. Zitiert wird Ps 69,22, wo davon die Rede ist, dass die Widersacher dem Leidenden Essig zu trinken gaben. Bedenkt man, dass Jesus in Joh 4,34 von der Speise, den Willen Gottes zu tun, spricht und zudem bei der Gefangennahme vom Trinken des Kelches die Rede ist (Joh 18,11), kann hier nur gemeint sein, dass Jesus entschlossen ist, den Willen Gottes bis zur

Neige zu erfüllen. Daher trinkt er auch vom Essig. Er ist bei Johannes ein Bild für das Todesleiden Jesu (und nicht für die Verhöhnung wie bei Lukas). Dass der Schwamm auf einen Ysopzweig gesteckt wird, könnte eine Anspielung auf Ex 12,22 sein, wonach die Israeliten die Türpfosten ihrer Häuser mit einem Ysopzweig, der in das Blut des Paschalammes getaucht wird, bestreichen sollen. Bei Johannes bleibt Jesus bis zu seinem Tod Herr des Geschehens. Seine letzten Worte bringen zum Ausdruck, dass er den Auftrag des Vaters gehorsam zu Ende geführt hat. Dass er den Geist übergibt, erinnert an Joh 10,18, wonach er aus eigenem freien Willen das Leben hingibt. Mit der Übergabe des Geistes ist schließlich die Übereignung des Lebensodems an den Vater gemeint. Der *Heilige* Geist wird den Jüngern erst am Ostersonntag übergeben. So ist das Sterben Jesu der vorerst noch verborgene Triumph des Sohnes, der zum Vater zurückkehrt. Der Evangelist setzt die Erzählung nun mit einer Szene fort, in der die Bedeutung des Geschehens für das Heil der Leser enthüllt wird.

Der Kern von Joh 18,31-37 geht wohl auf die Quelle zurück, die der Evangelist benutzt hat. Die Bitte „der Juden“ um die Abnahme der Leiber wird mit dem Sabbat, der zudem ein hoher Feiertag ist, begründet. Im Hintergrund mag aber wohl auch stehen, den von Pilatus als König der Juden proklamierten Jesus wegzuschaffen. Auch dieses letzte Anliegen wird dann in sein Gegenteil verkehrt – am Ende werden sie „auf den blicken, den sie durchbohrt haben“ (Joh 19,37). Dass die Soldaten nicht der Reihe nach vorgehen (Jesus hängt in der Mitte), hat wohl damit zu tun, dass man das Wesentliche für den Schluss vorgesehen hat. Das Zerschlagen der Beine mit einer eisernen Keule soll den raschen Tod herbeiführen. Im Falle Jesu aber will man sich mit einem Lanzenstich davon überzeugen, da er bereits tot zu sein scheint. Blut und Wasser, also wässriges Blut, galt in der Antike als sicheres Indiz dafür. Insofern könnte die Rede davon zunächst bedeuten, dass Jesus wirklich tot gewesen ist. Er ist also nicht bloß zum Schein gestorben oder gar scheintot ins Grab gelegt worden. Allerdings ist danach zu fragen, ob Johannes nicht auch eine tiefere Symbolik darin sehen wollte (die Auslegungsgeschichte bietet eine große Zahl solcher Deutungen). Dafür spricht, dass der Zeuge dieses Vorgangs mit Worten, die stark an das Ende des Evangeliums erinnern (Joh 21,24f), besonders hervorgehoben wird. Es hat es *gesehen* und *bezeugt*, damit auch die Leser *glauben*. Zur Beglaubigung werden zwei Schriftzitate angeführt. Das erste könnte in der ursprünglichen Quelle Ps 34,21 gemeint haben, wurde aber vom Evangelisten auf Ex 12,46 bezogen, um Jesus als das wahre Paschalamm darzustellen. Das zweite Zitat ist dem Propheten Sacharja entnommen (Sach 12,10). Seine Deutung hängt davon ab, wer jene sind, die auf den Durchbohrten blicken werden. Auf dem Hintergrund des Evangeliums ist es naheliegend, dafür die Glaubenden in Betracht zu ziehen (und nicht die Soldaten oder „die Juden“). Dann wird mit Blut und Wasser wohl auch an das Heil zu denken sein, das dem Tod Jesu entspringt: Blut als Zeichen des erlösenden Todes (1 Joh 1,7) und Wasser als Zeichen des Geistes (Joh 7,38f). Schon in Joh 3,14 ist von der Erhöhung der Schlange durch Mose die Rede. Wer auf sie geblickt hat, wurde gerettet. Insofern ist das Blicken auf den Erhöhten mit der Verheißung des ewigen Lebens verbunden (Joh 3,15) und setzt

den Glauben voraus. In Joh 8,28 ist die Erhöhung des Menschensohnes zudem mit der Erkenntnis seines wahren Wesens verbunden. Darüber hinaus kündigt Jesus vor seiner Passion an, er werde alle zu sich ziehen, wenn er erhöht ist (Joh 12,32).

In Joh 19,38-42 folgt schließlich die Schilderung des Begräbnisses Jesu. Gegen die damaligen Gepflogenheiten wird ihm eine ehrenvolle Bestattung zuteil, man denke etwa an die Menge der Gewürze (etwa 33 Kilo). Mit Josef aus Arimathäa und Nikodemus treten nun zwei Männer ins Licht, die bisher nur im Verborgenen Jünger Jesu gewesen sind. Im Fall von Nikodemus wird ausdrücklich noch einmal die nächtliche Begegnung mit Jesus erwähnt (Joh 3,2). Beide werden also durch den Tod Jesu entschiedenere Jünger und so zu einem Vorbild für die Leser. Die große Menge an Myrrhe und Aloe, die wohl den Verwesungsgeruch unterdrücken soll, erweckt den Eindruck, es handle sich um eine königliche Bestattung. Gemäß Johannes werden mehrere Tücher mit den Gewürzen um den Körper des Leichnams gewickelt (Markus spricht nur von einem Tuch und dem Ansinnen der Frauen, den Leichnam nachträglich zu salben). Die Salbung Jesu wurde schon von Maria in Betanien vorgenommen (Joh 12,1-8). Dem Grab Jesu wird anschließend große Aufmerksamkeit zuteil. Es wird eigens erwähnt, dass darin noch niemand bestattet worden war und es in einem Garten lag. Vielleicht soll an den Garten Getsemani gedacht werden, wo die Passion begonnen hat. Die Neuheit des Grabes ist ein Zeichen der Würde Jesu. Es wurde schon in der Urkirche verehrt. Die Nähe zu Golgota aber soll deutlich machen, dass diese Handlung im Lichte der Erhöhung Jesu zu verstehen ist. Noch einmal werden der Rüsttag und damit die Dringlichkeit des Begräbnisses ins Gedächtnis gerufen. Damit wollten „die Juden“ erwirken, dass dem Gekreuzigten die Beine zerschlagen werden und der Leichnam vom Kreuz abgenommen wird. In Wahrheit aber hat genau dieser Umstand dazu geführt, dass Jesus eine ehrenvolle Bestattung zuteil wurde. So klingt die Passion friedlich aus, bevor nach dem Ruhetag die ganze Herrlichkeit Jesu hervorbricht.

Das leere Grab (Joh 20,1-18)

Im Gegensatz zu den Synoptikern erzählt Johannes nur von Maria von Magdala, ohne die anderen Frauen zu erwähnen. Dass sie noch in der Dunkelheit zum Grab kommt, ist ebenfalls ein Stilmittel des Evangelisten. Jesus ist zwar schon auferstanden, der Glaube an seine Auferstehung aber ist noch nicht erwacht. Daher ist es noch dunkel. Als Maria sieht, dass der Stein weggewälzt ist, verlässt sie den Ort in Eile. Sie beugt sich gar nicht in das Grab hinein. Für sie ist klar, dass man den Herrn weggenommen hat (Joh 20,2). Damit wird die Legende vom Leichenraub, die in Jerusalem verbreitet war (siehe Matthäus), ins Spiel gebracht. Mit dieser Annahme wendet sich Maria an Petrus, der auch gemäß Lk 24,12 das Grab inspiziert hat. Ihm wird der Lieblingsjünger zur Seite gestellt, der nun das dritte Mal genannt wird. An ihm soll sich beispielhaft erweisen, was es heißt, zu glauben. Der Gang zum Grab erfolgt in Eile, wie auch Maria vom Grab rasch zu Petrus gelaufen war. Auffallend ist das Verhalten des anderen Jüngers. Er ist als erster beim Grab, lässt aber Petrus den Vortritt. Die Pointe ist dann

in Joh 20,8 zu finden: Er sieht und glaubt. Dass beide die Schrift noch nicht verstanden hatten (Joh 20,9), lässt den Glauben des Lieblingsjüngers in noch hellerem Licht erscheinen. Auch bei Lukas eröffnet sich der Sinn der Schrift erst durch die Begegnung mit dem Auferstandenen. Der Lieblingsjünger aber hat geglaubt, als die anderen noch im Dunkel saßen und der Auferstehungsglaube noch jenseits ihres Horizonts gewesen ist. Dass er in der Lage ist, die Spuren und Zeichen des Herrn zu lesen, macht ihn zum idealen Jünger. Petrus nimmt vorerst nur wahr, was seine leiblichen Augen erblicken, tiefer kann er noch nicht sehen. Doch ist dies nicht negativ gemeint. Petrus nimmt die Indizien auf, die später im Zuge der Osterbotschaft eine wichtige Rolle spielen werden. Bedeutsamer ist für Johannes freilich, was der Lieblingsjünger gesehen hat. Beachtlich scheint, wie der Leser schrittweise an das Grab herangeführt wird: Maria sieht nur das offene Grab, der Lieblingsjünger beugt sich vor und sieht die Leinenbinden, Petrus betritt als erster das Grab und sieht die Binden und das Schweiß Tuch sorgfältig platziert, zuletzt geht dann auch der Jünger in das Grab, um zu sehen und zu glauben. Dass dem Schweiß Tuch so große Aufmerksamkeit geschenkt wird, ist der Vermutung Marias geschuldet, man hätte die Leiche gestohlen. Welcher Grabräuber hätte sich die Mühe gemacht, so sorgfältig vorzugehen, wo bei einem Diebstahl doch Eile geboten ist? Insofern ist das Grab also ein stummer Zeuge der Auferstehung Jesu. Zudem schwingt auch die Schilderung von der Auferweckung des Lazarus mit. Während dieser von seinen Binden befreit werden musste, waren sie für den Auferstandenen offenbar kein Hindernis auf dem Weg in sein himmlisches Dasein.

Joh 20,10-18 stellt nun die Begegnung Jesu mit Maria Magdalena ins Zentrum. Dass die Szene eher unvermittelt beginnt (gemäß Joh 20,2 war Maria zu Petrus gelaufen), lässt sich wohl darauf zurückführen, dass der Abschnitt bearbeitet worden ist und daher auch weitere Widersprüche in sich birgt. Maria weint am Grab. Das Weinen ist hier nicht die Totenklage, sondern Ausdruck ihrer Trauer. Eher unvermittelt beugt sie sich im Zuge dessen auch in die Grabkammer hinein, ohne diese aber zu betreten. Die beiden Engel erinnern an Lukas, die weißen Gewänder an Markus. Die Himmelsboten verkünden jedoch nicht die Auferstehung – dieser Glaube wird bei Johannes durch die Begegnung mit Jesus geweckt. Stattdessen verweisen sie auf die Stelle, wo der Leichnam gelegen hat. So wird das leere Grab, auf das sie hinweisen, zu einem Indiz für die Auferstehung Jesu, noch stärker als in der ersten Szene mit dem Schweiß Tuch, weil von zwei (!) Engeln bezeugt. Die Frage der Engel ermöglicht es Maria, ihr Leid zu klagen. Dabei wiederholt sie ihre Worte an Petrus. Aus *dem* Herrn wird aber nun *mein* Herr, was die persönliche Betroffenheit zum Ausdruck bringt. Dass sie sich dabei um- und damit von den Engeln abwendet, könnte damit zu tun haben, dass diese Szene nachträglich mit der Erzählung verbunden worden ist. Im Text selbst markiert sie den Beginn eines neuen Abschnitts – der Begegnung mit Jesus.

Das leere Grab kann den Glauben jedoch nicht begründen. Insofern wird in der Abkehr vom Grab und der Zuwendung zum Herrn auch deutlich, was die Grundlage des Osterglaubens ist – die Begegnung mit IHM. Dass er vorerst nicht erkannt wird, ist ein häufiges Motiv der Urkirche, man denke nur an die Emmausgeschichte oder den

wunderbaren Fischzug. Jesus wiederholt einerseits die Frage der Engel. Andererseits erinnert die Frage „Wen suchst du“ (Joh 20,15) an die Worte der Engel in den Erzählungen von den Frauen am leeren Grab. Maria, die in Jesus zunächst nur den Gärtner sieht, bittet ihn, ihr zu zeigen, wohin er den Leichnam gebracht hat. Von einem Grabraub geht sie offenbar nicht aus, dafür ist die Frage zu höflich formuliert. Aufgrund des eiligen Begräbnisses könnte er umgebettet worden sein. Erst als Jesus sie mit ihrem Namen anruft, erkennt sie ihn. So erschließt sich der Auferstandene dem suchenden und glaubenden Menschen. Er kennt die Schafe, die zu ihm gehören und ruft sie mit ihrem Namen (Joh 10,3). Sie aber kennen seine Stimme (Joh 10,4) und folgen ihm. Maria antwortet ebenfalls nur mit einem Wort, der ehrenden und zugleich persönlichen Anrede Rabbuni – mein Meister. Dann folgt ein Offenbarungswort. Der Auferstandene hat noch eine Aufgabe zu erfüllen – zum Vater aufzusteigen und den Geist zu senden. Nur in dieser Rede werden die Jünger Brüder genannt. Zu ihnen wird Maria gesandt. Dass Jesus zu seinem Vater und ihrem Vater hinaufgeht (Joh 20,17), soll hier bedeuten, dass der Vater Jesu durch diese Ereignisse zum Vater der an ihn glaubenden Jünger geworden ist. Daher werden sie nun als seine Brüder eingeführt. Zudem erinnern diese Worte an den Beginn der Abschiedsrede in Joh 14,1-3. Ziel des Aufstiegs Jesu ist demnach die Gemeinschaft der Jünger mit ihm und dem Vater. Dass er noch nicht aufgestiegen ist, macht deutlich, dass die Verheißung der vollen Gemeinschaft mit dem Vater noch erfüllt werden muss. Am Ende wird Maria wie zu Beginn der Erzählung mit vollem Namen genannt. Sie kommt noch einmal zu den Jüngern, diesmal mit einem Glaubensbekenntnis. „Ich habe den Herrn gesehen“ (Joh 20,18) ist die österliche Glaubenserfahrung der Urkirche (siehe zB 1 Kor 9,1). Dazu kommen die Worte des Auferstandenen an sie, die für den Evangelisten besondere Bedeutung haben. Am Ende dieser Ostergeschichte wird also deutlich, dass einiges noch in Erfüllung gehen muss. Davon ist nun bei der Erscheinung Jesu vor den Jüngern die Rede.

Die Erscheinung Jesu vor den Jüngern (Joh 20,19-23)

Die Zeitangabe – der Abend desselben ersten Tages der Woche – macht deutlich, dass die Ereignisse des Morgens fortgesetzt werden und zu ihrem Höhepunkt gelangen. Der Auferstandene überwindet räumliche Grenzen wie die verschlossenen Türen und befreit die Jünger aus ihrer Furcht und Trauer. Der Friedensgruß, der in Vers 21 wiederholt wird, erscheint nun als der typisch österliche Gruß und hilft, die Angst zu überwinden. Durch das Zeigen der Hände und Füße wird hervorgehoben, dass es der Gekreuzigte ist, der den Jüngern nun als Auferstandener begegnet. Wie bei Maria Magdalena wird auch in diesem Zusammenhang vom Sehen des Herrn gesprochen. Mit der Erscheinung erfüllt sich, was Jesus bei der Abschiedsrede angekündigt hat (Joh 16,16). Dazu gehört auch das Motiv der Freude (Joh 16,20.22.24). Mit der nochmaligen Wiederholung des Friedensgrüßes wird deutlich, dass er vom Wunsch zum geistigen Gut der Jünger geworden ist (Joh 14,27). Die Vollmacht und der Auftrag Jesu gehen nun auf die Jünger über. Die Sendung der Jünger ist für Johannes ein

Geschehen, das die österlichen Ereignisse voraussetzt. Auf sie folgt die Weitergabe des Heiligen Geistes. Die Anhauchung der Jünger bezeichnet die Übertragung von Leben (siehe Gen 2,7), in diesem Fall also die Teilhabe am Leben des Auferstandenen. Mit der Neuschöpfung ist schon im Alten Testament auch der Gedanke der Sündenvergebung verbunden (Ez 36,25-27). So geht die Verheißung von Joh 7,39 in Erfüllung. Von nun an bildet der Geist das Band zwischen Jesus und der Kirche. Er wurde schon zu Beginn des Evangeliums als Geistträger vorgestellt, der mit Heiligem Geist tauft (Joh 1,33). Nun wird mit dem Motiv der Vergebung auch das Bild von Jesus als Lamm Gottes in Erinnerung gerufen. Die Vergebung der Sünden ist als Erschließung des Heils zu verstehen, das Jesus durch seine Erhöhung gewirkt hat. Von nun an bleibt es den Jüngern vorbehalten, zu prüfen, wer zur Gemeinde gehört und wer sich durch seine Verstrickung in Schuld wieder von ihr getrennt hat. Der Akzent aber liegt auf der Vergebung.

Die Begegnung des Auferstandenen mit Thomas (Joh 20,24-29)

Thomas wird bereits in Joh 11,6 und 14,5 erwähnt. Er trägt die Züge eines Jüngers, der nicht viel begreift, aber dennoch treu zum Herrn steht. In dieser Erzählung macht es ihm die Leidensgeschichte schwer, an die Auferstehung Jesu zu glauben. So wird deutlich, dass selbst für den innersten Kreis um Jesus der Auferstehungsglaube nicht selbstverständlich gewesen ist. Das österliche Bekenntnis der Jünger – „Wir haben den Herrn gesehen“ (Joh 20,25) – erscheint aus dem Mund von Thomas sehr dinglich. Er will sehen und anfassen. Damit wird ein wichtiges Anliegen des Evangeliums aufgegriffen. Johannes geht es um den Glauben, der sich auf das Zeugnis stützt und nicht um die Schau von Zeichen. Daher erscheint der Jünger, der sah und glaubte (Joh 20,8), in besonders hellem Licht, ja geradezu als Gegenteil von Thomas. Dass die Jünger acht Tage darauf wieder versammelt waren, ist wohl auch als Anspielung auf die Praxis des Herrenmahls am ersten Tag der Woche zu verstehen. Jesus kommt wieder durch verschlossene Türen, die aber nicht mehr aus Angst vor „den Juden“ verriegelt sind. Der Friedensgruß ist ebenfalls von der ersten Begegnung her bekannt. Dann wendet sich Jesus sogleich Thomas zu. Mit seinen eigenen Worten lädt er ihn ein, die Wundmale zu berühren und zu glauben. Dieses geheimnisvolle Wissen Jesu um das Innerste eines Menschen ist schon am Anfang des Evangeliums deutlich geworden, als Jesus Natanael begegnet ist (Joh 1,46-51). Diese Begebenheit weist dieselbe Abfolge auf wie die Szene mit Thomas (der Unglaube des Jüngers – das hohe Wissen Jesu – das Glaubensbekenntnis des Jüngers – ein Wort Jesu). Der Kernpunkt der Szene aber ist die Aufforderung an Thomas, nicht ungläubig, sondern gläubig zu sein. Sie greift einerseits die Worte des Jüngers auf (Vers 25) und verweist zugleich auf die abschließende Seligpreisung (Vers 29). Ob Thomas die Wunden Jesu tatsächlich berührt hat, wird nicht erzählt. Viel wichtiger ist sein Bekenntnis. Der Unglaube wird in einem Augenblick zum Glauben gewandelt. In Anlehnung an den Prolog (Joh 1,18) wird der Satz „Mein Herr und mein Gott“ (Joh 20,28) zum Höhepunkt und Abschluss einer Reihe von Bekenntnissen. Jesus nimmt die Worte des Jüngers an. Da er aber

schon so lange bei ihm gewesen ist, hätte er glauben müssen ohne zu zweifeln. Die Seligpreisung am Ende der Erzählung nimmt den Leser des Evangeliums in den Blick, der selbst nicht Augenzeuge der Erscheinungen Jesu gewesen ist. Sie ist ein Appell, dem hohen Glauben des Thomas zu folgen, ohne dabei mit den leiblichen Augen sehen zu wollen.

Der erste Schluss des Evangeliums (Joh 20,30-31)

Am Ende des Evangeliums wird in einer Art Schlusswort auf die Zeichen Jesu vor den Augen der Jünger erinnert. Die Wendung stammt vermutlich aus der sogenannten Zeichenquelle, die der Evangelist benutzt hat und meint somit zunächst die Zeichen des irdischen Jesus. Weil aber diese Zeichen für Johannes vor allem im Blick auf die Offenbarung bedeutsam sind, können auch die österlichen Ereignisse unter diesem Gesichtspunkt betrachtet werden. Das Ziel des Buches ist der Glaube an Jesus, den Messias und Gottessohn. Damit wird das Glaubensbekenntnis der Marta in Joh 11,27 noch einmal aufgegriffen und zu einem Vorbild für die Leser gemacht. Der Glaube ist jedoch kein Selbstzweck – er bewirkt, dass die Glaubenden das ewige Leben haben (Joh 3,15-16).

Der Epilog: Jesus, Petrus und der Lieblingsjünger (Joh 21)

Viele Gründe sprechen dafür, dass dieses Kapitel nachträglich von einem Bearbeiter an das Evangelium angefügt worden ist. Damit verbunden konnten auch Themen der Zeit dargelegt werden.

Die Erscheinung Jesu am See von Tiberias (Joh 21,1-14)

In diesem Abschnitt hat der Schreiber die Erzählung vom Fischzug, wie sie auch in Lk 5,1-11 überliefert wird, mit einer Erscheinung des Auferstandenen, der mit den Jüngern Mahl hält, verbunden. So lassen sich viele Ungereimtheiten im Text erklären. Schon der Beginn des Abschnitts macht deutlich, dass der Verfasser nicht so sehr am wunderbaren Fischzug interessiert ist. Seine Aufmerksamkeit gilt der Offenbarung Jesu vor den Jüngern. Sieben (!) von ihnen werden zu Beginn erwähnt, wobei zwei namenlos bleiben. Petrus und Thomas spielen auch in den bisherigen Erzählungen von der Begegnung mit dem Auferstandenen eine wichtige Rolle, Natanael hat schon zu Beginn des Evangeliums ein Christusbekenntnis abgelegt. Die namenlosen Jünger könnten Platzhalter für den Lieblingsjünger sein. Nach einer erfolglosen Nacht des Fischens begegnen die Jünger am Morgen Jesus. Dass sie ihn nicht sogleich erkennen, erinnert an die Erscheinung vor Maria Magdalena (Joh 20,14). Die Anrede „meine Kinder“ (Joh 21,5), mit der sich Jesus den Jüngern zuwendet, ist im Evangelium nie, im ersten Johannesbrief jedoch mehrfach belegt. Die Frage nach Fisch als Zukost ist auf

das Nein der Jünger angelegt. Nun trägt er ihnen auf, das Netz auf der rechten Seite (sie steht für Glück) auszuwerfen und das Netz füllt sich. Wie bei den Ereignissen am leeren Grab gilt die Aufmerksamkeit auch nun Petrus und dem Lieblingsjünger. Letzterer erkennt den Herrn, Petrus aber bekleidet sich und springt in den See, um zum Herrn zu gelangen. Ging die Initiative zum Fischen anfangs von ihm aus, hat er nun offenbar Besseres zu tun. Die anderen Jünger aber sind weiter mit dem Fang beschäftigt. Die bald folgende Frage, ob Petrus den Herrn mehr liebt als die anderen wird also bereits vorbereitet. Erst jetzt erblicken die Jünger das Kohlenfeuer mit Fisch und Brot. Petrus hilft, das Netz an Land zu ziehen. Die Angabe, darin hätten sich 153 Fische befunden, hat schon in der Antike Anlass zur Spekulation gegeben. Als gesichert kann gelten, dass man im Netz ein Bild für die Universalität und Einheit der Kirche erkennen kann. Dann lädt Jesus zum Mahl. Die Haltung der Jünger ergibt eine geheimnisvolle Spannung von Fragenwollen und Wissen. Die Antwort darauf liegt im Tun Jesu in Vers 13 verborgen. Das Mahl setzt die Gemeinschaft der Jünger fort und knüpft dabei am irdischen Jesus an.

Der Auferstandene und Petrus (Joh 21,15-19)

Der Abschnitt knüpft an Joh 13,36-38 an, wo von der dreimaligen Verleugnung Jesu durch Petrus die Rede ist. Neben der Vergebung, die Petrus geschenkt wird, ist auch von der Übertragung des Hirtendienstes und seinem Tod in der Nachfolge die Rede. Die Frage nach der Liebe wird mit dem Auftrag Jesu verbunden, seine Lämmer zu weiden. Sie gehören also weiterhin zu Jesus. Der Hirte aber soll sie auf die Weide des Lebens führen und in der Verbundenheit mit Jesus bewahren. Die ersten beiden Redegänge erfolgen nahezu ident. Erst das dritte Mal erfolgt die Abweichung, in der das Wesentliche ausgesagt wird. So wird das „du weißt“ zum „du weißt *alles*“, das zeigt, wie Petrus seine Selbstsicherheit aufgibt, um sich Jesus anzuvertrauen. Die Betrübnis Petri ist Ausdruck dessen, dass er sich seines Versagens bewusst ist. So wird das zweimalige „du weißt“ zu einem Appell an die Herzenskenntnis des Herrn. Der erneute Auftrag, die Schafe zu weiden, vollendet die Wiederaufnahme des Jüngers und verbindet sie mit einer Todesprophetie sowie dem Ruf in die Nachfolge des Leidens. Der Vater hat dem Sohn anvertraut, die Schafe zu behüten und zu leiten. Diese Fürsorge überträgt er nun auf Petrus. Es folgt die Ansage des gewaltsamen Todes. Auch sie ist eine Auszeichnung. Jesus akzeptiert die Bereitschaft des Jüngers, für ihn sein Leben zu lassen (Joh 13,36-38) und Gott so zu verherrlichen. Mit den Worten „Folge mir nach“ (Joh 21,19) ruft ihn Jesus, ihm auf diese Weise zu dienen.

Das Schicksal des Lieblingsjüngers (Joh 21,20-23)

Am Ende ist vom Schicksal des Lieblingsjüngers die Rede. Er wird mit einem Hinweis auf Joh 13,23f, wo das erste Mal von ihm die Rede war, als jener eingeführt, der durch die besondere Nähe zu Jesus ausgezeichnet ist. Die kurze und ohne Umschweife gestellte Frage des Petrus eröffnet das Wort Jesu über ihn. Offenbar gab es in der johanneischen Gemeinde eine Tradition, er würde bis zur Wiederkunft Christi bleiben.

Sie könnte aus einer Zeit stammen, in der man mit einer baldigen Vollendung der Geschichte gerechnet hat (Mk 9,1). Das Wort Jesu macht hier jedoch klar, dass diese Form der Naherwartung schon deutlich abgekühlt ist. Umso dringlicher wird die Frage nach dem Geschick des Jüngers. Sein Los unterscheidet sich unverkennbar von jenem des Petrus, der Jesus in den Tod nachfolgen soll. Darauf deuten auch die gegensätzlich verwendeten Worte *bleiben* und *folgen* in Vers 22 hin. Sie sind die Grundlage eines Kommentars, der einen Blick in die Zeit der letzten Bearbeitung der Schrift eröffnet. Angesichts der Annahme, der Lieblingsjünger würde nicht sterben, hat sein Tod wohl viele verunsichert, zumal man sich dabei vermeintlich auf ein Wort des Herrn stützen konnte. Dieses wird nun neu ausgelegt. Dabei wurde das Wort *bleiben* mit einem neuen Akzent versehen. Jesus wollte, dass der Jünger bleibt im Sinne seiner geistgetragenen Verkündigung und dem Wirken seiner Schüler.

Der zweite Schluss des Evangeliums (Joh 21,24-25)

Der Bearbeiter des letzten Kapitels sah sich genötigt, dem Evangelium ein weiteres Schlusswort anzufügen und so ein Gegengewicht zum ersten Abschluss zu schaffen. Mit den Worten „dies ist der Jünger“ in Vers 24 knüpft er an das zuvor über den Lieblingsjünger Gesagte an. Der Jünger bleibt über seinen Tod hinaus der Zeuge, er *bleibt* gleichsam in seinem Zeugnis. Dabei wird ausdrücklich auf Joh 19,35 verwiesen, wo von der Durchbohrung der Seite Jesu erzählt wird. Hier verbürgt sich der Zeuge für das Gesehene und deutet es im Licht des Glaubens. Im Schlusswort aber ist mit dem Zeugnis das gesamte Evangelium gemeint. Die Rede von der Zuverlässigkeit des Zeugnisses ruft Joh 5,32 und 8,14 ins Gedächtnis. Der letzte Satz des Evangeliums macht schließlich deutlich, dass mit dem Geschriebenen längst nicht alles aus dem Leben Jesu erzählt ist. Ähnliche Formulierungen finden sich auch in anderen Texten der Antike und klingen aus heutiger Sicht etwas übertrieben. So wird man bei der Suche nach dem besten Schlusswort wohl wieder auf Joh 20,31 verwiesen.

ANHANG

Die sieben Zeichen Jesu

Aus der sogenannten *Zeichenquelle* schöpfte der Evangelist sieben (!) Zeichen, die er planvoll über den ersten Teil seiner Schrift verteilte. So bringt das erste Wunder bei der Hochzeit zu Kana die göttliche Herrlichkeit des Wundertäters zum Ausdruck. Am Ende steht dann das Aufsehen erregendste Wunder – die Auferweckung des Lazarus.

Die Hochzeit zu Kana (Joh 2,1-12)

Die Heilung des Sohnes eines königlichen Beamten (Joh 4,46-54)

Die Heilung eines Gelähmten am Teich Betesda (Joh 5,1-47)

Die wunderbare Speisung (Joh 6,1-15)

Der Gang Jesu auf dem Wasser (Joh 6,16-21)

Die Heilung eines Blindgeborenen (Joh 9,1-41)

Die Auferweckung des Lazarus (Joh 11,1-46)

Die sieben Ich-bin-Worte Jesu

Das Johannesevangelium beinhaltet sieben Ich-bin-Worte. Sie beziehen sich auf die Offenbarung des Gottesnamens in Ex 3,14 und die sogenannte Offenbarungsformel, wie sie in der griechischen Bibel vorkommt (siehe zB Dtn 32,39; Jes 41,4; 43,25).

Ich bin *das Brot des Lebens* (Joh 6,35.48.51)

Ich bin *das Licht der Welt* (Joh 8,12)

Ich bin *die Tür* (Joh 10,7.9)

Ich bin *der gute Hirt* (Joh 10,11.14)

Ich bin *die Auferstehung und das Leben* (Joh 11,25)

Ich bin *der Weg, die Wahrheit und das Leben* (Joh 14,6)

Ich bin *der wahre Weinstock* (Joh 15,1.5)

Zeiten und Orte im Johannesevangelium

Auf der zeitlichen Ebene folgt das Evangelium dem Ablauf der jüdischen Feste:

Pascha (Joh 2,13): Vertreibung der Händler aus dem Tempel; *Frühling*

Ein Fest, vermutlich das Wochenfest (Joh 5,1); *Frühsommer*

Pascha (Joh 6,4); *Frühling*

Laubhüttenfest (Joh 7,2); *Herbst*

Tempelweihfest (Joh 10,22); *Winter*

Pascha (Joh 13ff): Erhöhung Jesu; *Frühling*

Während die Synoptiker dem Schema *Galiläa – Weg nach Jerusalem – Jerusalem* folgen und Jesus zum Paschafest, an dem er stirbt, das erste Mal in Jerusalem auftritt, ist er bei Johannes vor dem Paschafest, an dem er gekreuzigt wird, bereits dreimal hier zugegen. So findet die Vertreibung der Händler aus dem Tempel gleich zu Beginn statt (Joh 2,13ff) und nicht erst nach seinem Einzug zum Todespascha.

Betanien jenseits des Jordan (ab Joh 1,19)

Kana in Galiläa (ab Joh 2,1)

Jerusalem (ab Joh 2,13)

Judäa (ab Joh 3,22)

Samaria (ab Joh 4,1)

Galiläa, Kana in Galiläa (ab Joh 4,43)

Jerusalem (ab Joh 5,1)

Das andere Ufer des Sees (ab Joh 6,1)

Kafarnaum (ab Joh 6,24)

Galiläa (ab Joh 7,1)

Jerusalem (ab Joh 7,10)

Jenseits des Jordan (ab Joh 10,40)

Betanien bei Jerusalem (ab 11,17)

JERUSALEM (ab Joh 12,12; siehe auch Mt, Mk und Lk)

See von Tiberias (ab Joh 21,1)

Jesus in Samaria (Joh 4,1-42)

1 Jesus erfuhr, dass die Pharisäer gehört hatten, er gewinne und taufe mehr Jünger als Johannes – 2 allerdings taufte nicht Jesus selbst, sondern seine Jünger – ; 3 daraufhin verließ er Judäa und ging wieder nach Galiläa. 4 Er musste aber den Weg durch Samarien nehmen. 5 So kam er zu einer Stadt in Samarien, die Sychar hieß und nahe bei dem Grundstück lag, das Jakob seinem Sohn Josef vermacht hatte. 6 Dort befand sich der Jakobsbrunnen. Jesus war müde von der Reise und setzte sich daher an den Brunnen; es war um die sechste Stunde.

7 Da kam eine Frau aus Samarien, um Wasser zu schöpfen. Jesus sagte zu ihr: Gib mir zu trinken! 8 Seine Jünger waren nämlich in die Stadt gegangen, um etwas zum Essen zu kaufen. 9 Die Samariterin sagte zu ihm: Wie kannst du als Jude mich, eine Samariterin, um etwas zu trinken bitten? Die Juden verkehren nämlich nicht mit den Samaritern. 10 Jesus antwortete ihr: Wenn du wüsstest, worin die Gabe Gottes besteht und wer es ist, der zu dir sagt: Gib mir zu trinken!, dann hättest du ihn gebeten, und er hätte dir lebendiges Wasser gegeben. 11 Sie sagte zu ihm: Herr, du hast kein Schöpfgefäß und der Brunnen ist tief; woher hast du also das lebendige Wasser? 12 Bist du etwa größer als unser Vater Jakob, der uns den Brunnen gegeben und selbst daraus getrunken hat, wie seine Söhne und seine Herden? 13 Jesus antwortete ihr: Wer von diesem Wasser trinkt, wird wieder Durst bekommen; 14 wer aber von dem Wasser trinkt, das ich ihm geben werde, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zu einer Quelle werden, deren Wasser ins ewige Leben fließt. 15 Da sagte die Frau zu ihm: Herr, gib mir dieses Wasser, damit ich keinen Durst mehr habe und nicht mehr hierher kommen muss, um Wasser zu schöpfen!

16 Er sagte zu ihr: Geh, ruf deinen Mann und komm wieder her! 17 Die Frau antwortete: Ich habe keinen Mann. Jesus sagte zu ihr: Du hast richtig gesagt: Ich habe keinen Mann. 18 Denn fünf Männer hast du gehabt und der, den du jetzt hast, ist nicht dein Mann. Damit hast du die Wahrheit gesagt. 19 Die Frau sagte zu ihm: Herr, ich sehe, dass du ein PROPHET bist. 20 Unsere Väter haben auf diesem Berg Gott angebetet; ihr aber sagt, in Jerusalem sei die Stätte, wo man anbeten muss. 21 Jesus sprach zu ihr: Glaube mir, Frau, die Stunde kommt, zu der ihr weder auf diesem Berg noch in Jerusalem den Vater anbeten werdet. 22 Ihr betet an, was ihr nicht kennt, wir beten an, was wir kennen; denn das Heil kommt von den Juden. 23 Aber die Stunde kommt und sie ist schon da, zu der die wahren Beter den Vater anbeten werden im Geist und in der Wahrheit; denn so will der Vater angebetet werden. 24 Gott ist Geist und alle, die ihn anbeten, müssen im Geist und in der Wahrheit anbeten. 25 Die Frau sagte zu ihm: Ich weiß, dass der MESSIAS kommt, der Christus heißt. Wenn er kommt, wird er uns alles verkünden. 26 Da sagte Jesus zu ihr: Ich bin es, der mit dir spricht.

27 Inzwischen waren seine Jünger zurückgekommen. Sie wunderten sich, dass er mit einer Frau sprach, doch keiner sagte: Was suchst du?, oder: Was redest du mit ihr? 28 Die Frau ließ ihren Wasserkrug stehen, kehrte zurück in die Stadt und sagte zu den Leuten: 29 Kommt her, seht, da ist ein Mensch, der mir alles gesagt hat, was ich getan habe: Ist er vielleicht der Christus? 30 Da gingen sie aus der Stadt heraus und kamen zu ihm.

31 Währenddessen baten ihn seine Jünger: Rabbi, iss! 32 Er aber sagte zu ihnen: Ich habe eine Speise zu essen, die ihr nicht kennt. 33 Da sagten die Jünger zueinander: Hat ihm jemand etwas zu essen gebracht? 34 Jesus sprach zu ihnen: Meine Speise ist es, den Willen dessen zu tun, der mich gesandt hat, und sein Werk zu vollenden. 35 Sagt ihr nicht: Noch vier Monate dauert es bis zur Ernte? Sieh, ich sage euch: Erhebt eure Augen und seht, dass die Felder schon weiß sind zur Ernte. 36 Schon empfängt der Schnitter seinen Lohn und sammelt Frucht für das ewige Leben, sodass sich der Sämann und der Schnitter gemeinsam freuen. 37 Denn hier hat das Sprichwort recht: Einer sät und ein anderer erntet. 38 Ich habe euch gesandt zu ernten, wofür ihr euch nicht abgemüht habt; andere haben sich abgemüht und euch ist ihre Mühe zugute gekommen.

39 Aus jener Stadt kamen viele Samariter zum Glauben an Jesus auf das Wort der Frau hin, die bezeugt hatte: Er hat mir alles gesagt, was ich getan habe. 40 Als die Samariter zu ihm kamen, baten sie ihn, bei ihnen zu bleiben; und er blieb dort zwei Tage. 41 Und noch viel mehr Leute kamen zum Glauben an ihn aufgrund seiner eigenen Worte. 42 Und zu der Frau sagten sie: Nicht mehr aufgrund deiner Rede glauben wir, denn wir haben selbst gehört und wissen: Er ist wirklich der RETTER DER WELT.

Die Heilung des Blindgeborenen (Joh 9,1-41)

1 Unterwegs sah Jesus einen Mann, der seit seiner Geburt blind war. 2 Da fragten ihn seine Jünger: Rabbi, wer hat gesündigt? Er selbst oder seine Eltern, sodass er blind geboren wurde? 3 Jesus antwortete: Weder er noch seine Eltern haben gesündigt, sondern die Werke Gottes sollen an ihm offenbar werden. 4 Wir müssen, solange es Tag ist, die Werke dessen vollbringen, der mich gesandt hat; es kommt die Nacht, in der niemand mehr wirken kann. 5 Solange ich in der Welt bin, bin ich das Licht der Welt. 6 Als er dies gesagt hatte, spuckte er auf die Erde; dann machte er mit dem Speichel einen Teig, strich ihn dem Blinden auf die Augen 7 und sagte zu ihm: Geh und wasch dich in dem Teich Schiloach! Das heißt übersetzt: Der Gesandte. Der Mann ging fort und wusch sich. Und als er zurückkam, konnte er sehen.

8 Die Nachbarn und jene, die ihn früher als Bettler gesehen hatten, sagten: Ist das nicht der Mann, der dasaß und bettelte? 9 Einige sagten: Er ist es. Andere sagten: Nein, er sieht ihm nur ähnlich. Er selbst aber sagte: Ich bin es. 10 Da fragten sie ihn: Wie sind deine *Augen geöffnet* worden? 11 Er antwortete: Der MANN, der Jesus heißt, machte einen Teig, bestrich damit meine Augen und sagte zu mir: Geh zum Schiloach und wasch dich! Ich ging hin, wusch mich und konnte sehen. 12 Sie fragten ihn: Wo ist er? Er sagte: Ich weiß es nicht.

13 Da brachten sie den Mann, der blind gewesen war, zu den Pharisäern. 14 Es war aber Sabbat an dem Tag, als Jesus den Teig gemacht und ihm die *Augen geöffnet* hatte. 15 Auch die Pharisäer fragten ihn, wie er sehend geworden sei. Er antwortete ihnen: Er legte mir einen Teig auf die Augen und ich wusch mich und sehe ich. 16 Einige der Pharisäer sagten: Dieser Mensch ist nicht von Gott, weil er den Sabbat nicht hält. Andere aber sagten: Wie kann ein sündiger Mensch solche Zeichen tun? So entstand eine Spaltung unter ihnen. 17 Da fragten sie den Blinden noch einmal: Was sagst du selbst über ihn? Er hat doch deine *Augen geöffnet*. Der Mann sagte: Er ist ein PROPHET.

18 Die Juden aber wollten nicht glauben, dass er blind gewesen und sehend geworden war. Daher riefen sie die Eltern des von der Blindheit Geheilten 19 und fragten sie: Ist das euer Sohn, von dem ihr sagt, dass er blind geboren wurde? Wie kommt es, dass er jetzt sieht? 20 Seine Eltern antworteten: Wir wissen, dass er unser Sohn ist und dass er blind geboren wurde. 21 Wie es kommt, dass er jetzt sieht, das wissen wir nicht. Und wer seine *Augen geöffnet* hat, das wissen wir auch nicht. Fragt doch ihn selbst, er ist alt genug und kann selbst für sich sprechen. 22 Das sagten seine Eltern, weil sie sich vor den Juden fürchteten; denn die Juden hatten schon beschlossen, jeden, der ihn als den Christus bekenne, aus der Synagoge auszustoßen. 23 Deswegen sagten seine Eltern: Er ist alt genug, fragt ihn selbst!

24 Da riefen die Pharisäer den Mann, der blind gewesen war, zum zweiten Mal und sagten zu ihm: Gib Gott die Ehre! Wir wissen, dass dieser Mensch ein Sünder ist. 25 Er antwortete: Ob er ein Sünder ist, weiß ich nicht. Nur das eine weiß ich, dass ich blind war und jetzt sehe. 26 Sie fragten ihn: Was hat er mit dir gemacht? Wie hat er deine *Augen geöffnet*? 27 Er antwortete ihnen: Ich habe es euch bereits gesagt, aber ihr habt nicht gehört. Warum wollt ihr es noch einmal hören? Wollt etwa auch ihr seine Jünger werden? 28 Da beschimpften sie ihn: Du bist ein Jünger dieses Menschen; wir aber sind Jünger des Mose. 29 Wir wissen, dass zu Mose Gott gesprochen hat; aber von dem da wissen wir nicht, woher er kommt. 30 Der Mensch antwortete ihnen: Darin liegt ja das Erstaunliche, dass ihr nicht wisst, woher er kommt; dabei hat er doch meine *Augen geöffnet*. 31 Wir wissen, dass Gott Sünder nicht erhört; wer aber Gott fürchtet und seinen Willen tut, den erhört er. 32 Noch nie hat man gehört, dass jemand die *Augen* eines Blindgeborenen *geöffnet* hat. 33 Wenn dieser nicht von Gott wäre, dann hätte er gewiss nichts ausrichten können. 34 Sie entgegneten ihm: Du bist ganz und gar in Sünden geboren und du willst uns belehren? Und sie stießen ihn hinaus.

35 Jesus hörte, dass sie ihn hinausgestoßen hatten, und als er ihn traf, sagte er zu ihm: Glaubst du an den MENSCHENSOHN? 36 Da antwortete jener und sagte: Wer ist das, Herr, damit ich an ihn glaube? 37 Jesus sagte zu ihm: Du hast ihn bereits gesehen; er, der mit dir redet, ist es. 38 Er aber sagte: Ich glaube, Herr! Und er warf sich vor ihm nieder. 39 Da sprach Jesus: Um zu richten, bin ich in diese Welt gekommen: damit die nicht Sehenden sehen und die Sehenden blind werden. 40 Einige Pharisäer, die bei ihm waren, hörten dies. Und sie fragten ihn: Sind etwa auch wir blind? 41 Jesus sagte zu ihnen: Wenn ihr blind wärt, hättet ihr keine Sünde. Jetzt aber sagt ihr: Wir sehen. Darum bleibt eure Sünde.

Die Rede vom guten Hirten (Joh 10,1-18)

DAS GLEICHNIS

1 Amen, amen, ich sage euch: Wer in den Schafstall nicht durch die Tür hineingeht, sondern anderswo einsteigt, der ist ein Dieb und ein Räuber. 2 Wer aber durch die Tür hineingeht, ist der Hirt der Schafe. 3 Ihm öffnet der Türhüter und die Schafe *hören* auf seine *Stimme*; er ruft die Schafe, die ihm gehören, einzeln beim Namen und führt sie hinaus. 4 Wenn er alle seine Schafe hinausgetrieben hat, geht er ihnen voraus und die Schafe folgen ihm; denn sie *kennen* seine *Stimme*. 5 Einem Fremden aber werden sie nicht folgen, sondern sie werden vor ihm fliehen, weil sie die *Stimme* des Fremden *nicht kennen*. 6 Dieses Gleichnis erzählte ihnen Jesus; aber sie verstanden nicht den Sinn dessen, was er ihnen gesagt hatte.

DIE DEUTUNG DES BILDES VON DER TÜR

- A 7 Weiter sagte Jesus zu ihnen:
Amen, amen, ich sage euch:
Ich bin die Tür zu den Schafen.
- B 8 Alle, die vor mir kamen, sind Diebe und Räuber;
aber die Schafe haben nicht auf sie gehört.
- A 9 Ich bin die Tür;
wer durch mich hineingeht, wird gerettet werden;
er wird ein- und ausgehen und Weide finden.
- B 10 Der Dieb kommt nur, um zu stehlen, zu schlachten und zu vernichten;
- A ich bin gekommen, damit sie das Leben haben und es in Fülle haben.

DIE DEUTUNG DES BILDES VOM HIRTEN

11 Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben hin für die Schafe. 12 Der bezahlte Knecht aber, der nicht Hirt ist und dem die Schafe nicht gehören, sieht den Wolf kommen, lässt die Schafe im Stich und flieht; und der Wolf reißt sie und zerstreut sie. Er flieht, 13 weil er nur ein bezahlter Knecht ist und ihm an den Schafen nichts liegt.

14 Ich bin der gute Hirt; ich *kenne* die Meinen und die Meinen *kennen* mich, 15 wie mich der Vater *kennt* und ich den Vater *kenne*; und ich gebe mein Leben hin für die Schafe. 16 Ich habe noch andere Schafe, die nicht aus diesem Stall sind; auch sie muss ich führen und sie werden auf meine *Stimme hören*; dann wird es nur eine Herde geben und einen Hirten.

17 Deshalb liebt mich der Vater, weil ich mein Leben hingebe, um es wieder zu nehmen. 18 Niemand entreißt es mir, sondern ich gebe es aus freiem Willen hin. Ich habe Macht, es hinzugeben, und ich habe Macht, es wieder zu nehmen. Diesen Auftrag habe ich von meinem Vater empfangen.

Die Auferweckung des Lazarus (Joh 11,1-53)

1 Ein Mann war krank, Lazarus aus Betanien, dem Dorf der Maria und ihrer Schwester Marta. 2 Maria war jene, die den Herrn mit Öl gesalbt und seine Füße mit ihrem Haar abgetrocknet hatte; deren Bruder Lazarus war krank. 3 Daher sandten die Schwestern Jesus die Nachricht: Herr, sieh: Der, den du liebst, er ist krank. 4 Als Jesus das hörte, sagte er: Diese Krankheit führt nicht zum Tod, sondern dient der Verherrlichung Gottes. Durch sie soll der Sohn Gottes verherrlicht werden. 5 Jesus aber liebte Marta, ihre Schwester und Lazarus. 6 Als er hörte, dass Lazarus krank war, blieb er noch zwei Tage an dem Ort, wo er sich aufhielt. 7 Danach sagte er zu den Jüngern: Lasst uns wieder nach Judäa gehen. 8 Die Jünger sagten zu ihm: Rabbi, eben noch suchten dich die Juden zu steinigen und du gehst wieder dorthin? 9 Jesus antwortete: Hat der Tag nicht zwölf Stunden? Wenn jemand am Tag umhergeht, stößt er nicht an, weil er das Licht dieser Welt sieht; 10 wenn aber jemand in der Nacht umhergeht, stößt er an, weil das Licht nicht in ihm ist. 11 So sprach er. Dann sagte er zu ihnen: Lazarus, unser Freund, schläft; aber ich gehe hin, um ihn aufzuwecken. 12 Da sagten die Jünger zu ihm: Herr, wenn er schläft, dann wird er gesund werden. 13 Jesus hatte aber von seinem Tod gesprochen, während sie meinten, er spreche von dem gewöhnlichen Schlaf. 14 Darauf sagte ihnen Jesus unverhüllt: Lazarus ist gestorben. 15 Und ich freue mich für euch, dass ich nicht dort war; denn ich will, dass ihr glaubt. Doch wir wollen zu ihm gehen. 16 Da sagte Thomas, genannt Didymus, zu den anderen Jüngern: Dann lasst uns mit ihm gehen, um mit ihm zu sterben.

17 Als Jesus ankam, fand er Lazarus schon vier Tage im Grab liegen. 18 Betanien war nahe bei Jerusalem, etwa fünfzehn Stadien entfernt. 19 Viele Juden waren zu Marta und Maria gekommen, um sie wegen ihres Bruders zu trösten. 20 Als Marta hörte, dass Jesus komme, ging sie ihm entgegen, Maria aber blieb im Haus sitzen. 21 Marta sagte zu Jesus: Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben. 22 Aber auch jetzt weiß ich: Alles, worum du Gott bittest, wird Gott dir geben. 23 Jesus sagte zu ihr: Dein Bruder wird auferstehen. 24 Marta sagte zu ihm: Ich weiß, dass er auferstehen wird bei der Auferstehung am Jüngsten Tag. 25 Jesus sagte zu ihr: Ich bin die Auferstehung und das Leben. Wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt, 26 und jeder, der lebt und an mich glaubt, wird auf ewig nicht sterben. Glaubst du das? 27 Marta antwortete ihm: Ja, Herr, ich glaube, dass du der Christus bist, der Sohn Gottes, der in die Welt kommen soll.

28 Nach diesen Worten ging sie weg, rief heimlich ihre Schwester Maria und sagte zu ihr: Der Meister ist da und lässt dich rufen. 29 Als Maria das hörte, stand sie sofort auf und ging zu ihm. 30 Denn Jesus war noch nicht in das Dorf gekommen; er war noch dort, wo ihn Marta getroffen hatte. 31 Die Juden, die bei Maria im Haus waren und sie trösteten, sahen, dass sie plötzlich aufstand und hinausging. Da folgten sie ihr, weil sie meinten, sie gehe zum Grab, um dort zu weinen. 32 Als Maria dorthin kam, wo Jesus war, und ihn sah, fiel sie ihm zu Füßen und sagte zu ihm: Herr, wärest du hier gewesen, dann wäre mein Bruder nicht gestorben. 33 Als Jesus sah, wie sie weinte und wie auch die Juden weinten, die mit ihr gekommen waren, war er im Innersten erregt und erschüttert. 34 Er sagte: Wo habt ihr ihn bestattet? Sie sagten zu ihm: Herr, komm und sieh! 35 Da weinte Jesus. 36 Die Juden sagten: Seht, wie lieb er ihn hatte! 37 Einige aber sagten: Wenn er dem Blinden die Augen geöffnet hat, hätte er dann nicht auch verhindern können, dass dieser hier starb? 38 Da wurde Jesus wiederum innerlich erregt und er ging zum Grab. Es war eine Höhle, die mit einem Stein verschlossen war. 39 Jesus sagte: Nehmt den Stein weg! Marta, die Schwester des Verstorbenen, sagte zu ihm: Herr, er riecht aber schon, denn es ist bereits der vierte Tag. 40 Jesus sagte zu ihr: Habe ich dir nicht gesagt: Wenn du glaubst, wirst du die Herrlichkeit Gottes sehen? 41 Da nahmen sie den Stein weg. Jesus aber erhob seine Augen und sprach: Vater, ich danke dir, dass du mich erhört hast. 42 Ich wusste, dass du mich immer erhörst; aber wegen der Menge, die um mich herumsteht, habe ich es gesagt; damit sie glauben, dass du mich gesandt hast. 43 Nachdem er dies gesagt hatte, rief er mit lauter Stimme: Lazarus, komm heraus! 44 Da kam der Verstorbene heraus; seine Füße und Hände waren mit Binden umwickelt und sein Gesicht war mit einem Schweiß Tuch verhüllt. Jesus sagte zu ihnen: Löst ihm die Binden und lasst ihn weggehen! 45 Viele der Juden, die zu Maria gekommen waren und gesehen hatten, was Jesus getan hatte, kamen zum Glauben an ihn.

(46-49) *Kajaphas*: 50 Ihr bedenkt nicht, dass es besser für euch ist, wenn ein einziger Mensch für das Volk stirbt, als wenn das ganze Volk zugrunde geht. 51 Das sagte er nicht aus sich selbst; sondern weil er der Hohepriester jenes Jahres war, sagte er aus prophetischer Eingebung, dass Jesus für das Volk sterben werde. 52 Aber er sollte nicht nur für das Volk sterben, sondern auch, um die versprengten Kinder Gottes wieder zu sammeln. 53 Von diesem Tag an waren sie entschlossen, ihn zu töten.

Jesus vor Pilatus (Joh 18,28-19,16a)

ERSTE SZENE: Die Übergabe Jesu an Pilatus (Joh 18,28-32), außen

28 Von Kajaphas brachten sie Jesus zum Prätorium; es war früh am Morgen. Sie selbst gingen nicht in das Gebäude hinein, um nicht unrein zu werden, sondern das Paschalamm essen zu können. 29 Deshalb kam Pilatus zu ihnen heraus und fragte: Welche Anklage erhebt ihr gegen diesen Menschen? 30 Sie antworteten ihm: Wenn er kein Übeltäter wäre, hätten wir ihn dir nicht ausgeliefert. 31 Pilatus sagte zu ihnen: Nehmt ihr ihn doch und richtet ihn nach eurem Gesetz! Die Juden antworteten ihm: Uns ist es nicht gestattet, jemand hinzurichten. 32 So sollte sich das Wort Jesu erfüllen, mit dem er angedeutet hatte, welchen Tod er sterben werde.

ZWEITE SZENE: Das Verhör Jesu durch Pilatus (Joh 18,33-38a), innen

33 Da ging Pilatus wieder in das Prätorium hinein, ließ Jesus rufen und fragte ihn: Bist du der *König der Juden*? 34 Jesus antwortete: Sagst du das von dir aus oder haben es dir andere über mich gesagt? 35 Pilatus entgegnete: Bin ich denn ein Jude? Dein eigenes Volk und die Hohenpriester haben dich an mich ausgeliefert. Was hast du getan? 36 Jesus antwortete: Mein Königtum ist nicht von dieser Welt. Wenn mein Königtum von dieser Welt wäre, würden meine Leute kämpfen, damit ich den Juden nicht ausgeliefert würde. Nun aber ist mein Königtum nicht von hier. 37 Pilatus sagte zu ihm: Also bist du doch ein König? Jesus antwortete: Du sagst es, ich bin ein König. Ich bin dazu geboren und dazu in die Welt gekommen, dass ich für die Wahrheit Zeugnis ablege. Jeder, der aus der Wahrheit ist, hört auf meine Stimme. 38 Pilatus sagte zu ihm: Was ist Wahrheit?

DRITTE SZENE: Der Versuch, Jesus freizugeben (Joh 18,38b-40), außen

Nachdem er das gesagt hatte, ging er wieder zu den Juden hinaus und sagte zu ihnen: Ich finde keine Schuld an ihm. 39 Ihr seid aber gewohnt, dass ich euch am Paschafest einen freilasse. Wollt ihr also, dass ich euch den *König der Juden* freilasse? 40 Da schrien sie wieder: Nicht diesen, sondern Barabbas! Barabbas aber war ein Räuber.

VIERTE SZENE: Die Geißelung und Dornenkrönung (Joh 19,1-3), innen

19 1 Darauf nahm Pilatus Jesus und ließ ihn geißeln. 2 Die Soldaten flochten einen Kranz aus Dornen; den setzten sie ihm auf das Haupt und legten ihm einen purpurroten Mantel um. 3 Sie traten vor ihn hin und sagten: Sei gegrüßt, *König der Juden*! Und sie schlugen ihm ins Gesicht.

FÜNFTE SZENE: Die Vorführung Jesu durch Pilatus (Joh 19,4-7), außen

4 Pilatus ging wieder hinaus und sagte zu ihnen: Seht, ich bringe ihn zu euch heraus; ihr sollt wissen, dass ich keine Schuld an ihm finde. 5 Jesus kam heraus; er trug die Dornenkrone und den purpurroten Mantel. Pilatus sagte zu ihnen: SEHT, DER MENSCH! 6 Als die Hohenpriester und die Diener ihn sahen, schrien sie: Kreuzige ihn, kreuzige ihn! Pilatus sagte zu ihnen: Nehmt ihr ihn und kreuzigt ihn! Denn ich finde keine Schuld an ihm. 7 Die Juden entgegneten ihm: Wir haben ein Gesetz, und nach dem Gesetz muss er sterben, weil er sich zum Sohn Gottes gemacht hat.

SECHSTE SZENE: Das zweite Gespräch zwischen Pilatus und Jesus (Joh 19,8-12), innen

8 Als Pilatus das hörte, fürchtete er sich noch mehr. 9 Er ging wieder in das Prätorium hinein und fragte Jesus: Woher bist du? Jesus aber gab ihm keine Antwort. 10 Da sagte Pilatus zu ihm: Du sprichst nicht mit mir? Weißt du nicht, dass ich Macht habe, dich freizulassen, und Macht, dich zu kreuzigen? 11 Jesus antwortete ihm: Du hättest keine Macht über mich, wenn es dir nicht von oben gegeben wäre; darum hat auch der eine größere Sünde, der mich dir ausgeliefert hat. 12 Daraufhin wollte Pilatus ihn freilassen, aber die Juden schrien: Wenn du diesen freilässt, bist du kein Freund des Kaisers; jeder, der sich zum König macht, lehnt sich gegen den Kaiser auf.

SIEBENTE SZENE: Die Verurteilung Jesu (Joh 19,13-16a), außen

13 Auf diese Worte hin ließ Pilatus Jesus herausführen und er setzte sich auf den Richterstuhl an dem Platz, der Lithostrotos, auf Hebräisch Gabbata, heißt. 14 Es war Rüsttag des Paschafestes, ungefähr die sechste Stunde. Pilatus sagte zu den Juden: SEHT, *EUER KÖNIG*! 15 Sie aber schrien: Hinweg, hinweg, kreuzige ihn! Pilatus sagte zu ihnen: *Euren König* soll ich kreuzigen? Die Hohenpriester antworteten: Wir haben keinen König außer dem Kaiser. 16a Da lieferte er ihnen Jesus aus, damit er gekreuzigt würde.

INHALT

Mag. Klaus Einspieler

Referat für Bibel und Liturgie – Bischöfliches Seelsorgeamt

Tarviser Straße 30, 9020 Klagenfurt

klaus.einspieler@kath-kirche-kaernten.at

Tel.: 0676/8772-2122

Klagenfurt, 2017

ΝΗΣΟΝ ΚΑΙ ΔΕ ΟΤΙ ΕΚ ΤΗΣ ΓΑΛΙΛΑΙΑΣ
 Ο ΠΡΟΦΗΤΗΣ ΟΥΚ ΕΓΙΡΕΤΑΙ· ΠΑΛΙΝ
 ΟΥΝ ΑΥΤΟΙΣ ΕΛΑΛΗΣΕΝ ΟΙΣ ΛΕΓΩΝ
 ΕΓΩ ΕΜΥΤΟ ΦΩΣ ΤΟ ΥΚΟΣ ΜΟΥ Ο ΑΚΟ
 ΛΟΥΘΩΝ ΕΜΟΙ ΟΥ ΜΗ ΠΕΡΙ ΤΑΤΗΣ Η
 ΕΝ ΤΗ ΚΟΤΗ ΑΔΑΛΛΕΞΕΙΤΟ ΦΩΣ ΤΗΣ
 ΖΩΗΣ ΕΙΠΟΝ ΟΥΝ ΑΥΤΩ ΟΙ ΦΑΡΙΣΑΙ
 ΟΙΣΥ ΠΕΡΙΣ ΕΑΥΤΟΥ ΜΑΡΤΥΡΙΣΗ ΜΑΡ
 ΤΥΡΙΑΣ ΟΥΚ ΕΣΤΙΝ ΑΛΗΘΗΣ ΑΠΕ
 ΚΡΙΘΗΣ ΚΑΙ ΕΙΠΕΝ ΑΥΤΟΙΣ ΚΑΝ ΓΩ
 ΜΑΡΤΥΡΩ ΠΕΡΙ ΕΜΑΥΤΟΥ ΑΛΗΘΗΣ
 ΕΣΤΙΝ Η ΜΑΡΤΥΡΙΑ ΜΟΥ· ΟΤΙ ΟΙ ΔΑΠΟ
 ΤΕΝ ΗΛΘΟΝ ΚΑΙ ΠΟΥ ΥΠΑΓΩ ΥΜΕΙΣ
 ΔΕ ΟΥΚ ΟΙΔΑΤΑΙ ΠΟΘΕΝ ΕΡΧΟΜΑΙ
 Η ΠΟΥ ΥΠΑΓΩ ΥΜΕΙΣ ΚΑΤΑ ΤΗΝ
 ΣΑΙ ΚΑΚΡΙΝΕΤΑΙ ΕΓΩ ΟΥΚΡΙΝΩ ΟΥ
 ΔΕΝΑ· ΚΑΙ ΕΑΝ ΚΡΙΝΩ ΔΕ ΕΓΩ
 Η ΚΡΙΣ Η ΕΔΗ ΑΛΗΘΗΣ ΕΣΤΙΝ ΟΤΙ
 ΜΟΝΟΣ ΟΥΚΙ ΜΙ ΑΛΛΕ ΓΩ ΚΑΙ Ο